

Dieter Hoffmeister

Fortschritt zwischen Illusion und Störfall

Zur Antiquiertheit des Fortschrittsbegriffs in Zeiten gesellschaftlicher Transformation – ein Essay

Zusammenfassung: Der Beitrag thematisiert aus unterschiedlichen Perspektiven die Herkunft und Bedeutung des modernen Fortschrittsbegriffs sowie dessen Verengung auf seine rein technisch-ökonomische Seite. Dabei wird einerseits die historisch gewachsene Ambivalenz des Fortschrittsbegriffs nachgezeichnet, andererseits aber auch der Frage nachgegangen, ob eine solch semantische Engführung, die dauerhaft Glück und Zufriedenheit durch Wachstum, die Ökonomisierung aller Lebensbereiche und die Produktion von immer mehr materiellem Wohlstand hervorzubringen verspricht, sich am Ende nicht als Schimäre erweist. Übersehen werden im hellen Schein des Leuchtfuers Fortschritt nämlich ganz offensichtlich zwei entscheidende Faktoren: zum einen die Tatsache, dass der Mensch sich in der Befriedigung seiner Leidenschaften durch Konsum nicht von den Bedingungen seines Zustandekommens in der Wettbewerbsgesellschaft abkoppeln kann; zum anderen das Faktum, dass der Glaube an den technisch-ökonomischen Fortschritt genau jenem System entspringt, das diesen Glauben als Bedingung seiner eigenen Existenz hervorgebracht hat: dem kapitalistisch-marktwirtschaftlichen Wirtschaftssystem und seiner Produktions- und Konsumweise, samt eingebauter Wachstumslogik.

Abstract: The essay focusses the origin and meaning of the modern term of progress as well as the limitation on its technical-economic dimension from different points of view. On the one hand it reconsiders the historically grown ambivalence in the understanding of progress; on the other hand it questions, if its semantic limitation, which promises sustainable happiness and satisfaction through growth, the economization of all areas of life and the production of everlasting material wealth, crystallizes as a chimera. As a matter of fact, this perspective ignores two crucial factors in its understanding of progress: firstly the fact, that humans, while satisfying their passions through consumption, cannot uncouple from the conditions of their formation within the competitive society; furthermore the fact, that the believe in technical-economic progress originates from the system, that produced this believe for its own existence: the capitalistic market economy and its mode of production and consumption, including its logic of economic growth.

Autor:

Dieter Hoffmeister ist apl. Professor am Institut für Soziologie der WWU Münster. Er arbeitet vor allem zu den Themen Familiensoziologie, Armutsforschung, soziologische Theorie und Nachhaltigkeitsforschung.

hoffmed@uni-muenster.de

Soziologie und Nachhaltigkeit
Beiträge zur sozial-ökologischen Transformationsforschung

Ausgabe 2/2015, 1. Jahrgang

ISSN 2364-1282



Creative Commons-Lizenz

Herausgeber: Benjamin Görgen, Matthias Grundmann, Dieter Hoffmeister, Björn Wendt

Anschrift: WWU Münster, Institut für Soziologie
Scharnhorststraße 121, 48151 Münster
Telefon: (0251) 83-25303
E-Mail: sun.redaktion@wwu.de
Website: www.ifs.wwu.de/sun



1. Einleitung

Obwohl Fortschritt im Allgemeinen begrüßt wird, bleibt per Saldo doch zumeist undurchsichtig, was genau in seinem Namen passiert. Klar scheint nur: es geht um eine Verbesserung der allgemeinen Lebensbedingungen. Aber was bedeutet das, eine Verbesserung der allgemeinen Lebensbedingungen? Ist damit eine Verbesserung der materiellen Lebensbedingungen gemeint? Oder eine Steigerung der emotionalen Glückseligkeit? Oder gar die Vereinigung von Sittlichkeit und Glückseligkeit zu einer Idealitätsform, die Kant als *Summum Bonum*, als das Bestmögliche, vorzeichnete? Oder ist, um es noch einmal anders zu wenden, damit die Rückkehr zu einer Kultur des Seins bezeichnet, die uns im Dickicht jener symbolischen Ordnungen des Haben-Wollens abhanden gekommen ist, die laufend Pseudobedürfnisse produzieren und uns diese dann als Quell niemals endenden Glücks feilbieten?

Es ist vor allem wohl die letztere, sehr gegenwartsaktuelle Perspektive, die in einer mit Soziologie und Nachhaltigkeit übertitelten Schriftenreihe zu thematisieren ist, wenn von Fortschritt die Rede sein soll. Die hier aufscheinende Frage ist also die danach, wie die „grundsätzlichen Erkenntnisse des Nachhaltigkeits- und Umweltdiskurses in eine positiv konnotierte Fortschritts- und Entwicklungsperspektive eingebunden werden“ (Görgen/Wendt 2015: 14) können. Damit stellt sich aber auch die weitere Frage danach, *ob* eine solche Einbindung derzeit überhaupt möglich ist und welche Chancen auf Verwirklichung hierfür im Rahmen eines Polaritäts-Schemas bestehen, das den Begriff zwischen den binären Optionen Rück- oder Fortschritt oszillieren lässt. Als Reaktion auf die ökologische Krise und die damit einhergehenden sozialen Krisen jedenfalls wird derzeit ganz unübersehbar und ungebrochen einem „Weiter so“ Vorrang gegeben.

Vermutlich bedarf es tatsächlich einer emanzipatorischen Antwort (vgl. Görgen/Wendt 2015: 12)

auf ein solches Weiter so – einer Antwort allerdings, die ihrerseits nur im Horizont reflexiver Handlungsräume gegeben werden kann, die herzustellen es zunächst einmal gilt. Ob solch emanzipatorische Antworten mit dem Festhalten am utopischen Denken einhergehen, ob sie also auf eine „Revitalisierung jener Ansprüche der Aufklärung [abzielen], die über die Verbesserung des materiellen Wohlstand durch den Fortschritt von Wissenschaft und Technik“ (Görgen/Wendt 2015: 12) hinausgehen oder ob sie sich zunächst auf die Vergegenwärtigung und Reflexion des Bestehenden beschränken – wie es der vorliegende Beitrag im Grunde versucht –, das sei an dieser Stelle zunächst einmal dahingestellt. Unübersehbar jedenfalls ist, dass Fortschritt seinem Wesen nach nicht mit der Semantik der herrschenden Diskurse über ihn identisch ist. Und unübersehbar ist damit auch, dass die Überwältigungsdramaturgie von Wissenschaft, Technik und einer alles überformende Ökonomie zu hinterfragen wäre, wenn es darum geht, Fortschritt in seinen vielfältigen sozialhistorischen, kulturentropologischen, sozialpsychologischen und auch ökonomischen Dimensionen und Bezügen zu begreifen, denn: Fortschritt hat viele Geschwister. Das macht Hoffnung mit Blick auf Möglichkeiten seiner abermaligen Verwandlung – auch wenn das Fortschrittsideal derzeit bedauernswerterweise in einem zutiefst anti-emanzipatorischen Fahrwasser segelt.

2. Eine kleine Begriffsgeschichte

Wenn wir heute eine Umfrage durchführen und danach fragen würden, was die geeigneten Teilnehmer denn bitteschön unter Fortschritt verstehen, dann würden diese mehrheitlich vermutlich Dimensionen des Fortschritts in ungefähr folgender Reihung benennen: technischer Fortschritt, ökonomischer Fortschritt, medizinischer Fortschritt sowie, möglicherweise, zivilisatorischer Fortschritt – woran erkennbar würde, dass

sich alle diese Fortschrittsdimensionen mehr oder weniger wechselseitig bedingen und von einem ökonomischen Fortschrittsbegriff überformt werden. Mehr disponible Zeit zur Verfügung zu haben (vgl. Burenstam Lindner 1971, Nowotny 1993, Rosa 2005) oder eine alles in allem »suffiziente« (vgl. Paech 2012) bzw. »reduktive« (vgl. Sommer/Welzer 2014) Lebensweise zu führen, das wären Nennungen, die sich vermutlich nicht auf einem der vorderen Plätze befänden und als fortschrittlich gälten.

Und noch etwas anderes würde wohl auffallen: Wenn der Fortschrittsbegriff in einer solchen Umfrage auf seinen semantischen Kern hin erkundet werden würde, dann wäre dieser vermutlich eher positiv aufgeladen, will heißen: Wenn heute von Fortschritt die Rede ist, so geht das fast immer mit positiv konnotierten Vorstellungen darüber einher, wie technisch-ökonomische Ziele erreicht und bestehende Hindernisse auf dem Wege dorthin überwunden werden können. Und egal, aus welcher Perspektive derlei Fortschrittsabenteuer auch in den Blick genommen werden – ob hinsichtlich technischer Neuerungen, ökonomischen Wachstums, medizinischer Verbesserungen oder evolutionärer Veränderungen des Menschen selbst –, stets lautet das Credo: Es muss vorangehen! Bisweilen drängt sich der Eindruck auf, als müsse es allein um des Vorangehens Willens vorangehen, denn Stillstand, so wird uns nachdrücklich verdeutlicht, bedeutet bekanntlich Rückschritt. So jedenfalls ein allseits beliebter Aphorismus bei den Apologeten eines dem Wachstum verpflichteten Fortschrittsdenkens. Wachstum und Fortschritt, unnötig es zu erwähnen, wird von ihnen hierbei selbstredend in eins gesetzt.

Was dabei auffällt: Störfälle in der älteren wie jüngeren Geschichte – der kulturelle Zerfall des Römischen Reiches etwa, der Völkermord an den Armeniern, der Nationalsozialismus, Tschernobyl, Fukushima oder die jüngsten Gräueltaten

des IS – all diese technisch-zivilisatorischen »Rückschritte« werden entweder offenbar gar nicht zur Kenntnis genommen oder sie erscheinen vor dem Hintergrund postmoderner Fortschrittsgläubigkeit als nur temporäre Einbrüche in einer ansonsten völlig intakten Fortschrittswelt. Deren Merkmale wiederum weisen mit gleichsam teleologischer Unbeirrbarkeit allesamt in die richtige Richtung: es geht voran! In technischer Hinsicht ebenso, wie in ökonomischer und sozial-kultureller.¹

Dabei ist eine solche Fortschrittssemantik nicht neu. Bereits seit dem 18. Jahrhundert wurde Fortschritt im Zusammenhang mit der Aufklärung als eine Bewegungsrichtung begriffen, die von der (politischen) Utopie hin zur Realpolitik weist. Fortschritt in diesem Sinne ist der Versuch einer Verwirklichung politischer Ziele von mehr oder weniger ideengeschichtlicher Bedeutsamkeit. Parallel zur Abkehr von den fortschrittslosen Flucht- und Inselutopien, den Rückzugsbewegungen und Robinsonaden des frühen 18. Jahrhunderts, war es im 19. Jahrhundert zu einem Paradigmenwechsel gekommen: Im Rahmen einer immer stärker ins Relief tretenden Verzeitlichung wurde nun Zukunft konzipiert und Fortschritt damit von einem Nicht-Ort zu einem Möglichkeitsraum, der Künftiges als potentielle politisch-gesellschaftliche Realität repräsentierte. Seinen Ursprung hatte ein solches Denken unter anderem in der fiktionalen Literatur des ausgehenden 18. Jahrhunderts. So bemerkt etwa Koselleck über den im Jahre 1771 in Amsterdam erschienenen utopischen Roman Merciers *Das Jahr 2440*:

1 Eher selten wird der Begriff Fortschritt gegenwärtig in einem anderen als technologisch-ökonomischem Sinne verwendet. Dies ist etwa dann der Fall, wenn von Fortschritten bei der Armutsbekämpfung die Rede ist oder von Fortschritt bei der Demokratisierung, wie dies anlässlich der Konferenz der Vereinten Nationen für Umwelt und Entwicklung in Rio de Janeiro im Jahre 1992 noch der Fall war (vgl. Konferenz für Umwelt und Entwicklung 1992).

„Der Vorgriff in die Zukunft war aber nur einlösbar als Bewußtseinsleistung des Autors, des Schriftstellers. Die utopisch erzählte Zukunft ist nur eine literarisch besonders effektvolle Ausformung dessen, was die damalige Geschichtsphilosophie als Bewußtseinsphilosophie zu leisten hatte. Der Autor ist in erster Linie kein Historiker oder Berichterstatter, sondern zunächst Produzent der kommenden Zeit, Vollstrecker seiner Anlage zur Perfektibilität.“ (Kosellek 1982: 5 f.)

Zukunftsutopie als zentrales Moment der Geschichtsphilosophie verschmilzt hier mit der Annahme eines seinem Wesen nach perfekten Menschen, der sich im historischen Prozess im Sinne seiner Vervollkommnung stets fortentwickelt. Das aber bedeutete: Geschichte wird als Fortschritt der Vernunft und Emanzipation von Barbarei und Aberglauben durch Naturbeherrschung im Horizont von Freiheit begriffen – einer Freiheit, die idealerweise durch die politischen Rahmenbedingungen garantiert wird. Fortschritt geht hier also einher mit einer als positiv begriffenen Form der Aufklärung, die Freiheit und Naturbeherrschung im Horizont eines linear verlaufenden, vernünftigen Geschichtsprozesses zu dem amalgamiert, was die Kernzone des Begriffs ausmacht.

„Alles Geschehen in der Geschichte soll dementsprechend dem Fortschritt verpflichtet werden. Darum ist der Fortschrittsbegriff inhaltlich so zu bestimmen, dass der geschichtsphilosophisch wahrgenommene Lauf der Zeit eine grundsätzliche und kontinuierliche Verbesserung der gesellschaftlichen, politischen, sozialen und technischen Verhältnisse mit sich bringt.“ (Kaiser 2011: 37)

Der Mensch wiederum erscheint im Rahmen dieser regulativ-teleologischen Vorstellung als ein den Fortschritt planendes und gestaltendes, ihm im Umkehrschluss also auch stets verpflichtetes Subjekt.

„Die Utopisten waren der Überzeugung, dass mittels Naturwissenschaft und Technik die Natur zum Wohle der Menschen beherrschbar sei. Die Aufwertung von Naturwissenschaft und Technik knüpft an das aus der Geschichtsphilosophie entlehnte Topos des Fortschrittsdenkens an, das in der Naturbeherr-

schung den Weg zu einer besser fortschreitenden Lebensbewältigung in Politik und Gesellschaft sieht.“ (Kaiser 2011: 42)

Mit dem Anbruch der industriellen Revolution schließlich wurde dieser gesellschaftlich-zivilisatorische Fortschritt mit dem technischen Fortschritt zu einer für jedermann sichtbaren Einheit verschmolzen. Die Vervollkommnung der technischen Möglichkeiten mit dem Entstehen der »großen Industrie« (vgl. Kuczynski 1983), die der Vervollkommnung des Menschen selbst zu entsprechen hatte, war geboren. Dies sollte fortan die Grundlage darstellen für das, was später Wohlstand genannt wurde. Fortschritt so gedeutet, ist seit der Aufklärung und Industrialisierung Teil des Selbstverständnisses nahezu aller frühindustrialisierten Nationen.

Aus heutiger Perspektive ist diese Einheit allerdings fragil geworden. Denn im Verlaufe dieses Prozesses wurde zunehmend deutlich, dass Fortschritt nicht immer und nicht notwendigerweise positive Veränderungen im Gefolge hat. Wie alle Fortentwicklungen, so hat sich auch der wissenschaftlich-technische oder zivilisatorische Fortschritt im Verlaufe der Geschichte durchaus als binärer Code erwiesen: er produziert, abhängig von der Beobachterperspektive und -position, positive und negative Veränderungen, Vor- und Rückschritte, Weiterentwicklungen und Regressionen. Dies alles hatte Mercier noch nicht gesehen, dessen zentrale Annahme darin bestand, dass die Hegemonie von Naturwissenschaft und Technik (und damit der naturwissenschaftlich-technische Fortschritt) dazu beitrage, die physischen Qualen der Arbeiter zu lindern, sie also vom Joch menschenunwürdiger Arbeit zu befreien und ihnen sozialen Fortschritt dadurch zu beschere, dass eine allgemeine Steigerung des gesellschaftlichen Reichtums in Gang gesetzt und Wohlstand für alle möglich werden würde (vgl. Saage 1999: 48 ff.).

Für eine Befreiung aus politischer Unmündigkeit in einem ganz anderen Sinne sollte sich rund 200 Jahre später die Biologin Carson einsetzen (vgl.

Carson 1987). Zu diesem Zeitpunkt waren bereits die Nachteile eines wissenschaftlich-technischen Fortschrittsdenkens, das zunehmend auf Effizienz und materiellen Wohlstand ausgerichtet war, unübersehbar geworden. Mit Blick auf die sich anbahnende ökologische Krise durch den massenhaften Einsatz von DDT in der Landwirtschaft der USA appellierte sie an ihre Leser darüber nachzudenken, wie das Verhältnis von Mensch und Natur künftig zu gestalten sei, indem sie über die Gefahren des Fortschritts in einer von Pestiziden verseuchten Umwelt aufklärte – und damit an das politische Bewusstsein ihrer Leser appellierte. Fortschrittskritisch war auch die Studie des Club of Rome (vgl. Meadows et al. 1972) oder, aus einer wiederum anderen Perspektive, Ehrlichs Überlegungen zu den langfristigen Folgen der Bevölkerungsentwicklung (vgl. Ehrlich 1968).

Dass wir heute, also etwa wiederum ein halbes Jahrhundert später, mehr denn je vom Fortschritt bedroht sind, werden zahlreiche Autoren nicht müde zu betonen (vgl. Welzer 2014, Miegel 2014, Paech 2012). Fortschrittsverheißungen, so haben wir inzwischen gelernt, werden nur selten in toto erfüllt und gehen stets mit Fortschrittsverlusten einher. Und auch die Vermeidung solcher Fortschrittsverluste durch den Fortschritt selbst ist kaum möglich. Den Fortschritt einzig als Heilsgeschichte zu denken, war also spätestens ab den letzten Dekaden des 20. Jahrhunderts kaum noch möglich und Erzählungen von der Möglichkeit einer Gleichzeitigkeit ökologischer Intaktheit einerseits und Wohlstandsgewinnen durch Industrialisierung und technischen Fortschritt auf der anderen Seite, gerieten in einen immer unveröhnlicheren Gegensatz zueinander.²

2 Der Eklat in der Arbeitsgruppe der Enquete-Kommission der Bundesregierung „Wachstum, Wohlstand, Lebensqualität – Wege zu nachhaltigem Wirtschaften und gesellschaftlichem Fortschritt in der Sozialen Marktwirtschaft“ im Jahre 2013 dokumentiert dies anschaulich und ist insofern Ausdruck eines solchen Gegensatzes. Er zeugt nachdrücklich von den unterschiedlichen Meinungen der Experten über einen allein technisch-wissenschaftlich und

Vielleicht war es die Nähe zum Utopismus einerseits sowie die Skepsis der Umweltbewegung gegenüber dem Fortschrittsbegriff auf der anderen Seite, die dazu führten, dass der Begriff Fortschritt ab einem bestimmten Zeitpunkt zunehmend vom Begriff »Innovation« abgelöst wurde.³ Allerdings knüpft auch der Innovationsbegriff bei näherem Hinsehen an den semantischen Kern eines technikaffinen Fortschrittsbegriffs an, indem er vor allem industrielle Innovationen nobilitiert – wobei nicht nur ausgeblendet wird, dass ohne soziale Innovationen technische Fortschritte kaum möglich wären, sondern auch die Tatsache, dass stets eine Kehrseite innovativer Errungenschaften existiert.⁴

Zudem hat der Begriff Innovation im Grunde kein semantisches Gegenteil: Es gibt keine Nicht-Innovation, sondern bestenfalls Stagnation.⁵ Da Stagnation aber Stillstand und somit nach allgemeiner

auf ökonomisches Wachstum angelegten Fortschrittsbegriff (vgl. Enquete Kommission „Wohlstand, Wachstum, Lebensqualität“ 2013).

- 3 Diese terminologische Verschiebung annonciert nicht zwingend auch eine Verschiebung der begrifflichen Intentionalität. Auch Innovation stellt auf die Merkmale eines primär wissenschaftlich-technischen Wandels ab, der, ohne selbst ein beachtenswertes Kreativitätsreservat darzustellen, laufend Bestehendes für obsolet erklärt und Neues hervorzubringen bemüht ist: „Innovation« ist ein ahistorisches Konzept: Vorher gab es die Sache nicht, seither schon“ (Hänggi 2014).
- 4 Klein listet einige Merkmale dieser Kehrseite innovativer »Errungenschaften« in ihrem jüngsten Beitrag zum Zusammenhang von Ökologie und Kapitalismus auf: „Was die Industrie als Innovation bezeichnet, wirkt mit anderen Worten eher wie die letzten Zuckungen einer selbstmörderischen Sucht. Wir sprengen das Muttergestein unsere Kontinents in die Luft, pumpen Giftstoffe in unser Wasser, schlagen Berggipfel ab, mähen unsere borealen Nadelwälder nieder, bringen die Tiefsee in Gefahr und raufen darum, wer die schmelzende Arktis ausbeuten darf – und das nur, um an den letzten Tropfen Öl und das letzte Gestein zu gelangen. Ja, das alles wird durch eine extrem fortschrittliche Technologie ermöglicht, aber das ist keine Innovation, sondern Irrsinn.“ (Klein 2015: 181)
- 5 Soziale Bewegungen hingegen, die Arbeiterbewegung etwa oder die Umweltbewegung, sind als gesellschaftliche »Innovationen« im Diskurs über Fortschritt kaum präsent, obwohl ohne sie technologischer Wandel (etwa die Gewinnung von Energie aus Windkraft) nicht möglich gewesen wäre.

Übereinstimmung »Rückschritt« bedeutet, ist auch der Innovationsbegriff im Grunde ephemere: Innovationen sind stets vorläufig, kurzlebig und im Grunde immer nur Vorstufen ihrer eigenen Weiterentwicklung, gleich Motoren einer auf »Vorankommen« angelegten gesellschaftlichen Entwicklung, für die Akte »schöpferischer Zerstörung« (vgl. Schumpeter 2005) eine unabdingbare Voraussetzung zu sein scheint.⁶

Dabei hat eine solche Perspektive im Kontext einer auf Profiterzielung ausgerichteten kapitalistischen Produktions- und Konsumtionsweise durchaus ihre Berechtigung. Denn die seit dem Beginn der Industrialisierung unter der Bedingung forcierter Arbeitsteilung gültigen Gesetze der Ökonomie legen es tatsächlich nahe, dass Stillstand Rückschritt bedeutet. Dies deutete sich bereits in der manufakturrellen Produktionsweise des ausgehenden 18. Jahrhunderts an und mit der Entstehung der »großen Industrie« (vgl. Kuczynski 1983) ab etwa der Mitte des 19. Jahrhunderts rückte das Erzielen von Profit immer mehr ins Zentrum von Produktion und Konsumtion und begann eine immer bedeutendere Rolle zu spielen. Mit der sich rasant ausdifferenzierenden Arbeitsteilung, der technischen Revolutionierung der Arbeitsmittel und in jüngerer Zeit vor allem im Zuge der Globalisierung, nahm zudem die hierfür notwendige Produktivkraftentwicklung ständig zu (vgl. Altvater 1997: 124 ff.). Eine auf fortwährendes »Vorankommen« angelegte Fortschrittssemantik ähnelt also im Wesentlichen der Logik des kapitalistischen Produktionsprozesses selbst.

Dabei verschob sich in historischer Perspektive die Relation zwischen Arbeitskraft und Arbeitsmittel im Produktionsprozess zunehmend in Richtung auf eine Weiterentwicklung der Arbeitsmittel. Dies führte und führt noch immer dazu,

dass der Anteil der menschlichen Arbeitskraft an der Produktion, und damit deren Anteil am Output von Gütern und Dienstleistungen, fortwährend schrumpft – womit freilich auch jener Anteil schrumpft, der eine zentrale »Quelle von Revenuen« (vgl. Marx 1973a: 822 ff.) darstellt⁷, die die fortgesetzte Produktion von Mehrwert erlaubt: die menschliche Arbeitskraft. Würde also ein Unternehmen bei fallender Profitrate pro Arbeitnehmer dauerhaft die gleiche Menge an Gütern produzieren, dann ginge sein Profit kontinuierlich zurück. Folge eines solchen Rückgangs der Profitrate bei gleicher produzierter Menge wäre der Verlust der Konkurrenzfähigkeit.

„Indem also die Kapitalisten im Wettlauf um den Maximalprofit einander zu überflügeln trachten und die Produktion auf immer verbesserte Grundlage stellen, arbeiten sie, so meint Marx, allesamt wider Wissen und Willen ihrem eigenen beschränkten Zweck zuwider; die Profitrate fällt; und die Grenze, auf welche solcherart das Profitstreben stößt, bezeugt die Beschränktheit und den nur historischen, vorübergehenden Charakter der kapitalistischen Produktionsweise; bezeugt, daß sie keine für die Produktion des Reichtums absolute Produktionsweise ist, vielmehr mit seiner Fortentwicklung auf gewisser Stufe in Konflikt tritt.“ (Hofmann 1971: 140)

Was in historischer Perspektive zunächst durchaus von Vorteil war, um die Lage der Arbeiter zu verbessern – die Steigerung der Produktivkräfte als Bedingung für eine Reduktion der Länge des Arbeitstages sowie für die Verbesserung der Hygiene, der Wohnverhältnisse oder der Bildungsaspirationen –, erweist sich heute immer mehr als Nachteil. Nach wie vor zwingt der tendenzielle Fall der Profitrate die Unternehmen, die Basis ihres Produktionsprozesses ständig quantitativ und qualitativ (im Wesentlichen durch technologische Verbesserungen, durch technischen Fortschritt also) auszuweiten, um im Konkur-

6 Hierzu zählen für Schumpeter auch solche Entwicklungen, die eine veränderte organische Zusammensetzung des Kapitals, also des Verhältnisses von Produktionsmitteln und Arbeitskräften, anzeigen.

7 „Kapital – Profit (Unternehmergewinn plus Zins, Boden – Grundrente, Arbeit – Arbeitslohn“ (Marx 1973a: 822), so lautet bei Marx die »trinitarische Form«, mit der die Quellen von Revenuen bezeichnet werden.

renzkampf mit anderen Unternehmen bestehen zu können. Anders formuliert: Unternehmen können diesem »Tendenziellen Fall der Profitrate« im Rahmen ihres Zwangs zur Mehrwertakkumulation nur durch ständige Ausweitung ihrer Produktionskapazitäten, durch Wachstum also, begegnen (vgl. Marx 1973b, Marx-Arbeitsgruppe Historiker 1972). Die ständige Erhöhung der Produktivität unter der Bedingung kapitalistischer Konkurrenz erzwingt damit eine fortgesetzte Verschiebung der organischen Zusammensetzung der Produktionsfaktoren durch technischen Fortschritt und ermöglicht erst von hier aus die notwendige Ausweitung der Produktion und damit den Erhalt bzw. die Steigerung des Gesamtprofits bzw. Mehrwerts.⁸

„Was als Folge von Massenproduktion und Großraummärkten tatsächlich geschah, war ein ungeheurer Anstieg in der Produktion der wesentlichen, nicht der unwesentlichen Konsumgüter, welche von einem noch eindrucksvolleren Anstieg in der Produktion von Investitionsgütern, wie Fabriken, begleitet wurde. Diese wiederum befriedigen nicht direkt die Wünsche des Menschen, wurden aber notwendig, um uns zu befähigen, unseren ständig ansteigenden Bedarf für das Notwendige zu erfüllen.“ (Kohr 2002: 203)

Im Rahmen einer solchen Logik sind Gesellschaften seit etwa 200 Jahren zu dauerhaftem Wachstum verurteilt, das seinerseits seither als Indikator für Wohlstand und Motor des Fortschritts deklariert und begriffen wird. Eine solche zur Systemlogik geronnene Reproduktionslogik traf allerdings im Zuge ihrer Entfaltung auf gewisse Schranken, was bereits Marx erkannt hatte, wie Köbler und Wienold anmerken.

8 Folgt man Marx, dann entspricht die hierbei erzielbare Profitrate nicht der Profitsumme. Die Profitrate ist ein nur relationaler Wert, während der davon unabhängige Gesamtprofit auch steigen kann, wenn die Profitrate fällt – allerdings nur im Zuge einer Ausweitung der Produktion. Dieses Modell gilt allerdings nur bis zu einem Zeitpunkt, ab dem die Realakkumulation immer mehr durch Geldakkumulation, durch das Erzielen von Profit mit Hilfe der Ware Geld, abgelöst wird (vgl. Altvater 1997, Piketty 2014).

„Wenn die Maschine länger und möglichst ständig läuft, kann nicht nur ihr eigener Kapitalwert schneller umgeschlagen werden, sondern eben deshalb hat sie auch entsprechend mehr ‚Mehrarbeit eingeschluckt‘, ist profitabler oder (...) rentabler. Hinzu kommt der ‚moralische Verschleiß‘ der Maschinerie – sie wird nach kurzer Zeit durch neue Innovationen obsolet.“ (Köbler/Wienold 2013: 197 f.)

Es geht hier also zunächst um eine Verlängerung der Maschinenlaufzeiten und damit um die Ausdehnung des Arbeitstages bis zu einem Punkt, „wo die Maschine ohne Pause in Betrieb sein kann“ (Köbler/Wienold 2013: 198).⁹ Diese Entwicklung aber konfrontiert den gesamten Produktionsprozess mit einer ersten Schranke: mit der »Naturschranke Mensch« bzw. menschliche Arbeitskraft, mit den „menschliche(n) Gehilfen: ihre(r) Körperschwäche und ihre(m) Eigenwillen“ (Köbler/Wienold 2013: 198). Und das ist fatal, denn:

„Das Bestreben des Kapitalisten geht [...] dahin, den Arbeitstag so viel als möglich auszudehnen. Am liebsten würde er den Arbeiter 24 Stunden lang ununterbrochen arbeiten lassen. Zu seinem größten Leidwesen geht das auf die Dauer nicht. Der Arbeiter erlahmt schließlich, wenn ihm nicht eine Pause der Rast, des Schlafes, der Mahlzeit gewährt wird.“ (Kautsky 1903: 64)

Folglich ist zunächst von der »Naturschranke Mensch« und nicht von der Natur im umfassenderen Sinne die Rede, wenn von den natürlichen Begrenzungen einer solchen Entwicklung die Rede ist, denn vom „Standpunkt des Kapitals aus gesehen ist die Natur zunächst einmal eine Gratis-Produktivkraft“ (Köbler/Wienold 2013: 199-200). Dass die Ressource Natur als Gratis-Produktivkraft allerdings einmal zur Neige gehen könnte, das war in einem solchen Produktions- und Reproduktionsmodell, dem unser moderner Fortschrittsbegriff letztlich entspringt,

9 Später dann sollte ein »qualitativer Umschlag« erfolgen: weg von der *extensiven* Form der Ausbeutung (etwa durch lange Arbeitszeiten) hin zur *intensiven* Ausbeutung (durch Zunahme der Intensität des Arbeitsprozesses selbst) des Menschen durch den Menschen.

offenbar nicht vorgesehen. Damit wurde, neben der Hoffnung auf ständige Innovation und extensive Nutzung der Ware Arbeitskraft, die Natur zur potentiell ewig sprudelnden Quelle des Reichtums – selbst um den Preis ihrer Ausbeutung und Zerstörung. Marx schenkt hinsichtlich seiner ökonomischen Überlegungen entsprechend zuvörderst der Rolle der menschlichen Arbeitskraft große Aufmerksamkeit, wobei eine Antizipation von Zukunft im Rahmen seiner ökonomischen Analysen stets unter zwei Perspektiven erfolgt: zum einen unter der Perspektive des Profits, zum anderen unter der von Produktionszyklen. Gleichwohl findet aber auch die Rolle der Natur in diesem Zusammenhang Erwähnung bei Marx:

„Antizipation der Zukunft - wirkliche Antizipation - findet überhaupt in der Produktion des Reichtums nur statt mit Bezug auf den Arbeiter und die Erde. Bei beiden kann durch vorzeitige Überanstrengung und Erschöpfung, durch Störung des Gleichgewichts zwischen Ausgabe und Einnahme, die Zukunft realiter antizipiert und verwüstet werden. Bei beiden geschieht es in der kapitalistischen Produktion.“ (Marx 1973b: 303)

Ähnlich resümiert Altvater mit Blick auf das »gute Leben« der Arbeiter in historischer Perspektive:

„Die produktive, aber auch zerstörerische Kraft von Tausch und Geld und der Institution, durch die beide zur Geltung kommen, war schon Aristoteles bekannt und veranlasste ihn zur theoretischen (und ethischen) Trennung von Ökonomie und Chrestomatie. Das ‚gute Leben‘ kann es nur in der qualitativ ans Haus und dessen Bedürfnisse gebundenen Oikonomie geben, die chrestomatischen Prozesse hingegen sind von quantitativem Interesse, sie sprengen die Lebenskreise. Sie treiben deswegen zu demiurgischen Leistungen an, aber auch zur sozial zersetzenden und ökologisch zerstörerischen Schrankenlosigkeit, der das ‚gute Leben‘ zum Opfer fällt – und mit ‚ökologischer Ethik‘ nicht wieder zurückgeholt werden kann. Der Fortschritt ist das Produkt der Zerstörung, und umgekehrt: Fortschritt geht über Leichen und durch zerstörte Natur.“ (Altvater 1997: 92)

Mit dieser Argumentation Altvaters wird der argumentative Kreis gleichsam geschlossen und der

gesamte Prozess neu codiert: Fortschritt überformt als »ideologischer Überbau« nun jene Dimensionen, die den Akkumulationsprozess erst ermöglichen: den technisch-wissenschaftlichen und damit vermeintlich immer auch zivilisatorischen Fortschritt. Ausbeutung von Natur und menschlicher Arbeitskraft gehen also unter der Ägide des Fortschrittsbegriffs Hand in Hand oder anders formuliert: „die Kultur, die in unserem Zeitalter der Konzerne gesiegt hat, spielt uns gegen die Natur aus“ (Klein 2015: 81).¹⁰

Allerdings, so muss angemerkt werden, wäre auch eine Steigerung des materiellen Wohlstands, der Anstieg des allgemeinen Wohlstandsniveaus auf ein erträgliches Niveau also, am Beginn der industriellen Produktion ohne den technisch-wissenschaftlichen Fortschritt nicht möglich gewesen, was auch von der frühen Arbeiterbewegung erkannt und anerkannt wurde. Für diese nämlich stellte technischer Fortschritt einen wichtigen Faktor für die Erhöhung ihres Lebensstandards durch Erhöhung der Reallöhne sowie durch Arbeitszeitverkürzungen (vgl. Fourastie 1969, Fülberth 1977) dar. Damit partizipierte die Arbeiterschaft, nach Maßgabe ihrer jeweiligen historischen Möglichkeiten, bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts hinein sukzessive an den Segnungen des technischen Fortschritts, wobei die sozialen Bedingungen hierfür immer wieder aufs Neue errungen werden mussten. Die ökologischen, ökonomischen und sozialen Folgen des

10 Im Grunde verbirgt sich hinter der Argumentation Kleins die These, dass die postmoderne Gier nach Geld diesen gesamten Prozess entscheidend grundiert, wobei und vielleicht auch gerade weil das inzwischen selbst zur Ware gewordene ökonomische Kapital (vgl. Piketty 2014) sowohl als Ursache, denn auch als Lösung des Problems betrachtet werden kann: Als Ursache mit Blick auf ungehemmtes Profitstreben; als Lösung hinsichtlich der Möglichkeit, sich den ökologischen und sozialen Folgen eines solchen Profitstrebens (zumindest temporär, etwa durch Aneignung natürlich gebliebener oder naturnaher Refugien) zu entziehen – was nicht ausschließt, in einer sich durch technisch-wissenschaftlichen Fortschritt rasant verändernden Welt mit eben diesen Veränderungen weiteres Vermögen zu erwerben (vgl. Klein 2015: 63 ff. und 281 ff.).

Fortschritts jedoch wurden dabei zunächst nicht gesehen.

„Dominierten in der Theorie zunächst noch Vorstellungen von einer Veränderung der Eigentumsverhältnisse, um die Produktivkräfte von allen Fesseln frei zu machen, so ging es in der gewerkschaftlichen Praxis bald nur noch um die Rahmenbedingungen des Produktionsprozesses der Produktionsprozesse, die soziale Abfederung des technischen Fortschritts.“ (Schmidt 1989: 166)¹¹

Der Wunsch, sich im Genuss des nun möglich werdenden Konsums zwar nicht von den Bedingungen seines Zustandekommens, wohl aber von seinen Auswirkungen abzukoppeln, war unübersehbar. Noch im Jahre 1989 bemerkt Schmidt hierzu:

„Es kann, bei aller Konfliktbereitschaft in Verteilungsfragen, von einem grundlegenden Einverständnis zwischen Kapital und Arbeit ausgegangen werden, soweit es um die Externalisierung der Kosten der Produktion, um die kostenlose Inanspruchnahme der ‚freien Güter‘, Luft, Wasser oder Boden im Produktionsprozeß ging.“ (Schmidt 1989: 165)

Fortschritt als ständige Innovation ist so gesehen also nicht nur unverzichtbarer Bestandteil kapitalistischer Produktionsweise, sondern er begründet auch ein auf Wachstum und Naturverbrauch basierendes Wohlstandsverständnis bei den Produzenten selbst – auch wenn er zunächst dazu beitrug, diese schrittweise aus ihren unhaltbaren Lebensbedingungen zu befreien. Fortschritt brachte in dieser Phase der historischen Entwicklung für die Arbeiter und ihre Familien also zwar die erschwinglichen lebensnotwendigen Güter hervor, im weiteren Verlauf des historischen Prozesses jedoch führte er auch zur Pro-

duktion von immer mehr Konsum- und vor allem Luxusgütern.¹² Dieses Modell wurde bald allseits akzeptiert und bildet heute unter der begrifflichen Trias „Wachstum, Wohlstand, Lebensqualität“ eine semantische Einheit, die sich durch Innovation, Wachstum und Wettbewerb auszeichnet. Diese Trias repräsentiert nicht nur die dem kapitalistischen System immanente Logik, sondern auch deren mentale Akzeptanz. Stagnation, Stillstand oder Rückentwicklung bezeichnen das nicht zu Akzeptierende: die Abwesenheit von Fortschritt und Innovation, von jenem notwendigen Merkmal unserer individuellen und gesellschaftlichen Existenz (vgl. Jackson 2011, Miegel 2011).¹³

Dass ein solches Fortschrittsdenken gar nicht in der Tradition der menschlichen Entwicklung angelegt ist, belegt ein Blick in die Geschichte. Die antike Philosophie etwa oder die Religion betrachteten Fortschritt nicht als ein von Menschen gemachtes, gleichsam teleologisches Vorschreiten, sondern als Orientierung an einer von Gott vorgegebenen Zielfigur oder als zyklischen Verlauf (vgl. von Stietencron 2010). Dass gesellschaftliche Entwicklung auf ständige Optimierung ihrer selbst und durch sich selbst abstellen könnte, das ist ein Gedanke, der erst vergleichsweise spät aufkam und der in segmentär differenzierten, agrarischen Gesellschaften kaum vorhanden war. Erst später, im Zuge von Arbeitsteilung, gesellschaftlicher Differenzierung und Industrialisierung gewann dieser Gedanke zunehmend an Bedeutung und verengte sich bald immer mehr auf die zunehmend technische Ver-

11 In den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts hatten technischer Fortschritt und Rationalisierungsinvestitionen schließlich zu Arbeitsplatzverlusten großen Ausmaßes geführt und die „damit verbundene Entkoppelung von technischem und sozialem Fortschritt hat auch in der Mitgliedschaft der Gewerkschaften Illusionen zerstört, die sich an die Idee eines sozial dauerhaften, krisenfreien, staatlich regulierten Kapitalismus knüpften.“ (Schmidt 1989: 167)

12 Kohr hierarchisiert die Güterproduktion entlang einer Reihung, die von den (notwendigen) Produktionsgütern über die in Quantität und Qualität steigerbaren Konsumgüter bis hin zur (übermäßigen) Produktion von Konsumgütern, den Luxusgütern, verläuft (vgl. Kohr 2002: 203 ff.).

13 Eine Alternative, die Stillstand oder sogar Rückschritt als Möglichkeit für eine gesellschaftliche Transformation einschließt, ist möglicherweise im Begriff »Entwicklung« kristallisiert, wie er seit einiger Zeit, etwa im Kontext von »Entwicklungshilfe«, »nachhaltiger Entwicklung« oder in der De-Growth-Diskussion, benutzt wird. Wir werden zu einem späteren Zeitpunkt darauf zurückkommen.

änderung der Welt, flankiert und überhöht von ihrer Ökonomisierbarkeit und gekleidet in das Gewand zivilisatorischer Fort-Entwicklung (vgl. Müller/Zimmer 2013). Erst einige Zeit nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs traten auch ökologische Aspekte ins Relief. Deren frühe Wurzeln, die bis in das 19. Jahrhundert zurückreichen und die von einem eher sozialromantisch inspirierten Widerstand gegen die Folgen von Industrialisierung und Urbanisierung zeugen, waren allerdings inzwischen mehr oder weniger ungehört im Getöse des anhaltenden Fortschrittsoptimismus verhallt (vgl. Kern 2008: 103 ff.).

Damals wie heute war und ist dem Fortschrittsbegriff bei alledem stets eine gewisse Ambivalenz eigen geblieben: Fortschritt ist nämlich eine Erfindung des Menschen, die Kriterien folgt, die weder etwas mit sozial-humaner noch mit sozial-ökologischer Entwicklung zu tun haben. Jedenfalls nicht notwendigerweise. Dies lehrt uns die den Fortschritt stets begleitende dunkle Seite: die Kinderarbeit und extensive Ausbeutung der menschlichen Arbeitskraft im 19. und frühen 20. Jahrhundert (vgl. Kuczynski 1983), die Kriege und Massaker von Menschen an Menschen¹⁴, der Massenkonsum und die damit einhergehenden Umweltkatastrophen und Ressourcenkriege (vgl. Münkler 2004, Planungsamt der Bundeswehr

2010) oder die eigenen Erfahrungen mit sozialer Ungleichheit und einer zunehmend gebeutelten Umwelt. Es existieren viele Belege für diese dunkle Seite des Fortschritts, ohne den all diese Verwerfungen nicht möglich gewesen wären. Vor diesem Hintergrund erweist sich jener Fortschritt, wie wir ihn heute verstehen, in mehrerlei Hinsicht als problematisch.

3. Probleme bei der Bewertung des Fortschritts

Derzeit existieren mindestens vier Probleme mit Blick auf die Diskussion über Fortschritt und den Umgang mit ihm: 1. die Messung des Fortschritts, 2. der Glaube an die Teleologie des Fortschritts, 3. der Mensch als Fortschrittsrisiko und 4. Fortschritt und Gerechtigkeit.

Die Messung des Fortschritts

Eine Messung des Fortschritts hätte die Identifikation zweier oder mehrerer Aggregatzustände bzw. Zeitpunkte als Messpunkte zur Voraussetzung, zwischen denen Veränderungen in die eine oder andere Richtung stattfinden bzw. stattgefunden haben müssten; Veränderungen, die ihrerseits als positiv oder negativ identifiziert werden müssten. Ohne die Definition solcher Zustände ist weder die Messung von Fortschritt noch die Orientierung an ihm möglich. Nur: Was könnte/sollte/müsste da gemessen werden? In Frage hierfür kämen wahlweise Indikatoren wie etwa Arbeitsproduktivität und Wachstum, technologische Neuerungen, Mobilität, Qualifikations- und Wissenszuwächse oder Globalisierungsfortschritte. Prohibitiv ausgeschlossen hingegen und nicht als Fortschritt bejubelt würden Fortschrittsindikatoren wie etwa der ökologische Rückbau versiegelter Flächen, der Abbau ressourcenfressenden Wachstums oder der bedingungslose Ausbau des Sozialstaates. Geltung im Sinne der Fortschritts-Messung haben

14 Eine Reihe von Autoren vertreten implizit oder explizit die These, dass im Zuge der »Zivilisierung der Massenvernichtung« Genozide und Massaker gerade *wegen* der Moderne (und damit wegen des Fortschritts) und nicht *trotz* oder gar *gegen* sie samt ihrem Fortschrittspotential stattgefunden haben und noch immer stattfinden. Im Rahmen unterschiedlicher Erklärungsansätze formuliert Bauman dies vermutlich am prägnantesten, wenn er vor allem in den heutigen zivilisatorischen Mitteln und Möglichkeiten die zentrale Voraussetzung dafür erblickt, besonders unmenschlich zu handeln (vgl. Bauman 1992: 110). Horkheimer, Fromm und Adorno wiederum hatten bereits auf die Herausbildung bestimmter Charaktertypologien abgestellt, die sich in einer undurchschaubaren und entsolidarisierten Welt auf bisweilen grausame Art und Weise zu behaupten trachten, wenn sie sich dieser hilflos ausgeliefert fühlen (vgl. Horkheimer et al. 1987) – was sie in den unterschiedlichsten Kontexten zu autoritären Persönlichen werden lässt, beim Versuch Sicherheit und Ordnung zu erlangen (vgl. Adorno 1995, ähnlich auch Baberowski 2006).

derzeit allerdings vor allem Indikatoren, die ökonomische Verwertbarkeit versprechen.¹⁵

Aber selbst dann, wenn solche *Messpunkte*, *Zustände* und *Brennweiten* definiert werden könnten, wäre es schwierig, Fortschritt empirisch zu bestimmen. So wäre es vermutlich problematisch, all jenes als Fortschritt zu bewerten, was *nicht* stattfindet. Wenn etwa eine Umgehungsstraße, eine Siedlung oder ein Gewerbegebiet genau darum nicht gebaut wird, weil der damit verbundene Verlust fruchtbarer Böden Resilienz und Zukunftsfestigkeit einer Gemeinde oder Region beeinträchtigt.¹⁶ Und wie wollte man als Fortschritt messen und auf der Aktivseite der Entwicklungsbilanz verbuchen, wenn wir alle zwar mehr Eigenzeit zur Verfügung hätten (vgl. Nowotny 1993, Rosa 2005), dafür aber weniger mobil, emsig und kompetent wären? Und auch der Nichtbesitz eines Handys, das fehlende Auto oder eine insgesamt reduktivere Lebensweise würde vermutlich nicht nur als wenig fortschrittlich bewertet, also eben nicht begrüßt und honoriert werden, sondern auch Messprobleme aufwerfen. Denn als Akt von »Fortschrittsverweigerung« würde dies gerade wegs in die gesellschaftliche Exklusion führen – mit den entsprechenden sozialen Folgen, Nebenfolgen und Nebenfolgen der Nebenfolgen.¹⁷ Der Erhalt fruchtbarer Böden, der

Zugewinn an Eigenzeit, die Ablehnung materiellen Besitzes, das Hinterfragen unreflektierter Technik-Akzeptanz – all dies markiert die nicht gemessene Seite eines Fortschritts, die sich nur schwer messen lässt und für die uns derzeit noch der rechte »Maßstab« fehlt.

Der Glaube an die Teleologie des Fortschritts

Mit Blick auf die Semantik des Fortschrittsbegriffs lässt sich dessen Bedeutungszunahme vor allem in der Zeit beobachten. Die dahinter liegende und zur »historischen Gewissheit« geronnene Annahme lautet etwa: Im historischen Verlauf können wir stets Fortschritt, also eine positive Veränderung des Bestehenden, beobachten. Das gilt von der Aufklärung, die den Fortschritt aus den Klauen der Religion befreite, über technologisch-wissenschaftliche Errungenschaften bis hin zur Vervollkommnung der menschlichen Fähigkeiten im Kontext neuer Kompetenzerwerbsstrategien. Dass ein solcher Fortschritt allerdings damit nicht automatisch in allen Bereichen des menschlichen Seins Geltung erlangt, belegen nicht nur Tschernobyl und Fukushima, sondern auch der Nationalsozialismus, die Balkankriege oder, in jüngster Zeit, die Aktivitäten der IS – um nur einige Fortschrittsverwerfungen zu nennen. Auch die Re-Feudalisierung westlicher Gesellschaften im Modernisierungsprozess (vgl. Habermas 1973) muss eher als Ausweis zivilisatorischen Rück-, denn Fortschritts gewertet werden.

Eine historisch-hierarchisierende Perspektive, der zur Folge die Vergangenheit stets schlecht, Gegenwart und Zukunft hingegen positiv zu bewerten sind, ist also nur bedingt haltbar. In jüngerer Zeit ist eine solche Perspektive zudem einem stärker differenzierungstheoretischen Blick auf die mit der Modernisierung einhergehenden

mehrfach mit großer Verwunderung registriert und geradezu inszeniert.

15 Alternative Wohlstandsindikatoren wären etwa der Human Development Index, der Gross National Happiness Index, der ökologische Gesamtindex oder der Happy Planet Index. Eine Stärke all dieser Indizes ist ihre Vielfalt und Breite, mit der sie Wohlbefinden zu erfassen trachten; ein Nachteil hingegen besteht bislang hinsichtlich der Dimensionen, die durch sie erhoben werden und die sie abbilden (vgl. u.a. Schulte/Butzmann 2010: 31 ff.).

16 Die Zunahme der Wohnraumgröße je Einwohner hingegen und damit die Zunahme der allgemeinen Siedlungsbereiche (so genannter ASB-Flächen) oder die Ansiedlung von Gewerbebetrieben in einer Kommune wird regelmäßig von diesen als Fortschritt verbucht.

17 Cornelius Gurlitt etwa galt einigen seiner Interviewer als Mensch, der „aus der Zeit gefallen schien. Er mied das Telefon, er sah nicht fern, das Internet war für ihn ein Medium aus einer fremden Galaxie“ (Röbel/Sontheimer 2014). Die Fassungslosigkeit über eine solche Technikabstinenz und ihre Folgen wurde in den Medien gerade im Falle Gurlitt

technisch-zivilisatorischen Risiken gewichen (vgl. Beck 1986, Beck 2007, Luhmann 1985)¹⁸, der in gewissem Sinne auch die Biophilosophie folgt (vgl. Voland 2007).¹⁹ Fraglich vor dem Hintergrund zunehmender Risiken ist also, ob im historischen Verlauf Fortschritt als *planbare* Entwicklung überhaupt jemals stattgefunden hat, ob sie gerade stattfindet oder ob sie künftig stattfinden kann und wird.²⁰ Und selbst wenn sich Fortschritt, etwa mit Blick auf eine temporäre Zunahme sozialer Gleichheit, tatsächlich empirisch beobachten ließe, würde dies nicht zwingend bedeuten, dass das auch so bliebe.

Der Mensch als Fortschrittsrisiko

Mit dem Risiko »technisch-ökonomischer Fortschritt« korrespondiert das Risiko »Mensch« in einer säkularen Welt, die von der Trias Technik, Ökonomie und Wissenschaft beherrscht wird (vgl. Beck 1986, Beck 2007, Schumann/Grefe 2009).

18 Die Begriffe Komplexität, Risiko, Zeit und Entscheiden sind bei Luhmann insofern aufeinander bezogen, als dass das in der Risikogesellschaft stets notwendige »Entscheiden-Müssen« auch das Nichtentscheiden einschließt, das ebenfalls Risiken hervorbringen kann – und zwar in einer zum Zeitpunkt des Entscheidens noch nicht gekannten Zukunft, also in der Zeit (vgl. Luhmann 1991). In reflexiven Gesellschaften gilt es, mögliche Zukunftsrisiken laufend zu beobachten und zu reflektieren.

19 Auch das Wissenschaftssystem kennt in diesem Sinne keinen Fortschritt, denn Fortschritt, folgt man Voland, ist nichts Objektives, sondern eine Selektionsleistung des informationsverarbeitenden Gehirns. Hier aber sei nützlich vs. unnützlich der zentrale Code von Differenzierung und Selektion. Und weil der Mensch ständig auf der Suche nach dem für ihn »Nützlichen« sei, arbeite er ständige an einer Verbesserung seiner vor allem eigenen Lebensumstände, die ja nicht notwendig eine Verbesserung der Lebensumstände aller im Gefolge haben muss. Das menschliche Gehirn schaffe also durch konstruktiv-rekursive Leistungen laufend Differenzen, deren funktionale Seite des Codes dann, völlig wertfrei, als Fortschritt erscheint (vgl. Voland 2007: 109 ff.).

20 Wobei ein solcher Zweifel nicht per se eine Abkehr von der Annahme eines naturgesetzlichen Antagonismus als bewegendem historischem Prinzip mit Blick auf die ständige Höherentwicklung der Produktivkräfte bedeutet – mutatis mutandis allerdings schon hinsichtlich einer gleichsam teleologisch verlaufenden zivilisatorischen und ökologischen Höherentwicklung.

Während am Beispiel von Tschernobyl und Fukushima vor allem die technischen Risiken des Fortschritts deutlich wurden, zeigen sich die sozialen Risiken in der immer problematischer werdenden systemischen Integration der Menschen in die Gesellschaft (vgl. Beck et al. 1998, Beck 2007). Die vom technisch-ökonomisch-wissenschaftlichen Komplex erzeugten Risiken haben inzwischen, neben den ökologischen, also auch die sozialen Systeme in weiten Teilen erodiert. Risiken sickern dabei zwar auf verschiedenen Wegen in die unterschiedlichen Lebenswelten ein, aber der Mensch begegnet diesen nicht mehr mit Solidarität als »Sicherheitsnetz für die Bewältigung etwaiger Gefahren« (Luhmann 1997: 533), denn diese Sicherheitsnetze existieren nicht mehr, da ihnen ihre »soziale Bedingtheit« (Luhmann 1997: 434) abhandengekommen ist. Waren früher Tradition, Religion, Ethnie, Herkunft und vor allem Familienbeziehungen die natürlichen Knotenpunkte für Solidarität und Gefahrenabwehr, so haben sich diese Knotenpunkte heute weitgehend aufgelöst (vgl. Hoffmeister 2014). Zwar ist Gesellschaft im Verlaufe dieses Prozesses zunehmend reflexiver geworden (vgl. Beck et al. 1996), geblieben aber ist die Gefährdungslage selbst, die nicht durch Reflexion zum Verschwinden zu bringen ist.

Zudem gilt: Dass der Mensch selber aufgrund seiner mentalen Architektur unbegrenzt fortschrittsfähig ist im Sinne einer kontinuierlichen Weiterentwicklung hin zu Tugendhaftigkeit und Gemeinschaftsorientierung, ist zwar eine gängige Annahme, kulturalanthropologisch betrachtet existieren aber ganz entgegen einer solchen Annahme von der »Perfektibilität des Menschen«²¹, von Gracian über Plessner, Carlo Schmitt und Jünger bis hin zu Gehlen auch andere Denktraditionen. Und diese beleuchten die andere Seite des Menschen: fehlende emotionale Resonanz, Fremdheit, Kälte und Distanzierung als Hinter-

21 Etwa mit Blick auf das Menschenbild bei Rousseau (vgl. Reitemeyer 1995).

grundrauschen im Konzert sozialer Beziehungen (vgl. Lethen 1994). Menschen seien »instinktgebundene Wesen« stellte Gehlen noch im Ausgang der 60er Jahre des 20. Jahrhunderts fest (vgl. Gehlen 1969) und sie benötigen Halt in einer immer haltloser werdenden Gesellschaft. Ob man einer solchen Position nun zustimmt oder nicht: Bereits die Möglichkeit der Existenz auch solcher Seinsformen gebietet Zurückhaltung mit Blick auf eine als natürlich angenommene und stets dem Gemeinwohl verpflichtete mentale Architektur der Aufeinanderbezogenheit, wie sie jüngst Tomasello sozialhistorisch in ihren Grundzügen nachzuzeichnen versucht hat (vgl. Tomasello 2014).

Nimmt man also humanismuskritische Denktraditionen ernst, so kollidiert die als a priori konstatierte Makellosigkeit des Menschen, die sich in der humanistischen Denktradition gleichsam entelechisch entwickelt, mit dem, was sich mit dem Begriff des „fortschreitenden Denkens“ letztlich auch historisch als „triumphales Unheil“ (Horkheimer/Adorno 1998: 9) entpuppt hat.²² Denn die Geschichte lehrt auch: „Die Menschen bezahlen die Vermehrung ihrer Macht mit der Entfremdung von dem, worüber sie die Macht ausüben. Die Aufklärung verhält sich zu den Dingen wie der Diktator zu den Menschen. Er kennt sie, insofern er sie manipulieren kann“ (Horkheimer/Adorno 1998: 15) – und nicht zuletzt der Fortschritt sorgt dafür, dass die eigene Entfremdung nicht als Entmenschlichung, sondern als zutiefst menschliche Befriedigung empfunden wird.

Fortschritt und Gerechtigkeit

Entscheidungen darüber, ob etwas fortschrittlich ist oder nicht und ob es von daher dem Einzelnen und der Gesellschaft dient oder nicht, werden idealerweise unter Gerechtigkeitsaspekten getroffen. Was aber ist Gerechtigkeit? Und gibt es überhaupt die ideale Gerechtigkeit? Offenbar gibt es zumindest nicht die *eine* Gerechtigkeit, unter deren Ägide die unterschiedlichen Lebensformen, Bezugssysteme und Entscheidungssituationen versammelt werden könnten. Allerdings können Entscheidungen unter weitgehend gerechten *Bedingungen* getroffen werden. Gerechte Bedingungen wiederum sind Bedingungen, die von größtmöglichen persönlichen Freiheiten (Bürgerrechten) und größtmöglicher wirtschaftlicher und sozialer Gleichheit (distributiver Gerechtigkeit vor allem) gerahmt sind, die ihrerseits in den Institutionen eines Gemeinwesens (i.d.R. seiner Verfassung) ihren Ursprung haben und von diesem überwacht und garantiert werden (vgl. Rawls 1998, Sen 2010). Was wir derzeit allerdings beobachten können, das ist eine Aushöhlung genau dieses Prinzips, indem gängige »Fortschrittsentscheidungen« solch grundlegende Gerechtigkeitsprinzipien zu unterlaufen drohen. Und sie tun dies, indem sie neue diskursive Ordnungen des Handelns und Denkens hervorbringen, neue »normative Ordnungen«, die neue Regeln, Normen und Institutionen diskursiv begründen und etablieren (vgl. Kadelbach/Günther 2011).²³ Kann Fortschritt heute und morgen also ein im Kern gerechter Fortschritt sein? Vermutlich eher nicht.

22 Aus einer ganz anderen, zutiefst antidemokratisch-geschichtsphilosophischen Perspektive, hatte Jahre zuvor bereits Spengler düster und scharfsinnig zugleich orakelt: „Ein Wille zur Macht, der aller Grenzen von Zeit und Raum spottet, der das Grenzenlose und Unendliche zum eigentlichen Ziel hat, unterwirft sich ganze Erdteile, umfasst zuletzt den Erdball mit den Formen seines Verkehrs und seines Nachrichtenwesens und verwandelt ihn durch die Gewalt seiner praktischen Energie und die Ungeheuerlichkeit seiner technischen Verfahren“ (Spengler o.J.: 62).

23 Ein aktuelles Beispiel für das Entstehen solch neuer normativer Ordnungen ist die Diskussion um das geplante Freihandelsabkommen TTIP im Kontext des Globalisierungsprozesses.

4. Fortschritt als Illusion?

Es stellt sich die Frage, ob alle diese Probleme mit dem Fortschritt nicht letztendlich Ausdruck der Tatsache sind, dass Fortschritt bestenfalls als Illusion existiert. Oder anders gefragt: Blendet ein eindimensional auf technisch-ökonomische Neuerungen, auf Innovation und Veränderung reduziertes Fortschrittsverständnis nicht nur dessen Folgen und Nebenfolgen aus, sondern verstellt es nicht auch den kritischen Blick jener, die im Fahrwasser eines solchen Verständnisses segeln? Dann nämlich hätte Welzer recht, wenn er feststellt, dass unsere mentalen Infrastrukturen zu subjektiven Korrelaten einer Entwicklung geworden sind, die, obwohl in der Konsequenz höchst bedrohlich, kaum noch von jemandem ernsthaft reflektiert und zur Voraussetzung für persönliches Handeln gemacht wird: „Entwicklung, Fortschritt, Wachstum finden in diesem Prozess auch subjektive Korrelate: etwa in dem sich selbst beobachtenden und Rechenschaft ablegenden »ökonomischen Menschen«“ (Welzer 2011: 13, vgl. hierzu auch Simmel 2001). Wenn solche Korrelationen tatsächlich existieren, dann folgen sie offenbar dem Paradigma der Unabschließbarkeit:

„Hier kommen alle Elemente zusammen, die die Gestalt der Gegenwart der frühindustrialisierten Gesellschaften bestimmen: ein Wirtschafts-, Gesellschafts- und Subjektmodell, das sich als eine Kultur des permanenten Vorstadiums eines fiktiven nächsten Stadiums begreift; eine Technologie, die den Produktivitätsfortschritt unablässig weiter befördert; ein Treibstoff, der die Maschine am Laufen hält; und eine Zivilisationsform, die alle ihre Mitglieder mit einer Biographie ausstattet, die ein unabschließbares Wachsen über sich selbst hinaus bedeutet.“ (Welzer 2011: 26)

»Endlichkeit« ist einer solchen Kultur des ständigen Fortschreitens ein anscheinend fremder Begriff, »Unendlichkeit« hingegen ihr Modus Vivendi. Die nicht mitgedachten Folgen der Diefundierung eines solchen Denkens bis in unsere mentalen Infrastrukturen hinein offenbaren sich

uns gelegentlich sogar in persönlichen Gesprächen oder Medienbeiträgen. So etwa im Januar 2015, als der Astronaut Alexander Gerst, zu Gast in einer Talkrunde beim Moderator Markus Lanz, seine zum Teil erschreckenden, zu einem anderen Teil aber auch durchaus faszinierenden Eindrücke über unsere Erde aus »Sicht des Alls« schilderte. Von Lanz anschließend gefragt, ob sie sich einen solchen Flug durch das All auch wünschen würden, gaben fast alle Talkrundenmitglieder spontan an, dass dies auf ihrer Wunschliste ganz oben stehe.

Wie auch immer man den Wahrheitsgehalt solch öffentlicher Bekundungen einschätzen mag: Was, so musste sich der geneigte Betrachter fragen, bedeutet dies unter der Bedingung »größtmöglicher Gleichheit«? Hatten die Teilnehmer bedacht, dass die von ihnen geradezu herbeigesehnte Erfüllung ihres Wunsches in der Konsequenz bedeuten würde, auch allen übrigen gut sieben Milliarden Erdenbürgern die Möglichkeit zu eröffnen, einmal zwanglos durch das All zu reisen? Oder müsste man der restlichen Menschheit – weil aus ökologischen, ökonomischen und sozialen Gründen schlicht unmöglich – einen solchen Wunsch versagen? Und müsste/könnte/dürfte man ihnen aus den gleichen Gründen auch die Erfüllung des Wunsches nach einem eigenen PKW oder einer angemessenen Wohnraumgröße versagen? Etwa mit dem Argument, dass sie leider um einige Jahrzehnte zu spät dran seien, die Ressourcen weltweit nicht mehr für alle reichen und die Versiegelung von Flächen sowie der CO²-Gehalt in der Atmosphäre inzwischen Ausmaße angenommen haben, die es, Stichwort: Klimawandel, nicht zulassen, jedem Erdenbürger ein eigenes Auto oder eine Wohnraumgröße zuzugestehen, wie sie in den frühindustrialisierten Ländern Standard ist? Wie also halten wir es mit der Gerechtigkeit angesichts unserer Bedürfnisse und Begehrlichkeiten?

Horchen wir zur Beantwortung dieser Frage einmal in uns selbst hinein. Offenbar korres-

pondieren unsere auf Konsum programmierten mentalen Infrastrukturen mit einer Fortschrittssemantik, die als Fortschritt das begreift, was uns scheinbar voranbringt: das Streben nach mehr; nach mehr Mobilität, Wohnraumgröße, Erleben – und damit das Streben nach immer mehr Wachstum und Verbrauch. Die Wahrnehmung von persönlichem Fortschritt scheint inzwischen so eng an diese »Freiheit des Konsums« gekoppelt zu sein, dass unser »inneres Wachstum« dem Wachstum von Produktion und Konsum in der äußeren Welt entspricht und vice versa. Mit Hilfe einiger einfacher Gedankenspiele zu unseren Wünschen und Begehren allerdings würden wir schnell auf die Endlichkeit der Möglichkeit eines solcherart immerwährenden »Voranschreitens« stoßen – jedenfalls insofern es dabei um Anschaffung und Konsum immer neuer technisch-wissenschaftlicher Errungenschaften geht.

Was hier nachdenklich stimmt, das sind im Grunde nicht die Begehren selbst, sondern das Nichtbedenken der Folgen all dieser Begehrlichkeiten. Offenbar spielen Reflexionen darüber, dass Fortschritt auch eine selbstzerstörerische, eine ungerechte und damit eine andere als nur »stofflich-kommerzielle« Seite hat, kaum noch eine wesentliche Rolle. Das gilt vor allem mit Blick auf die Frage danach, ob die Doppeldeutigkeit des Fortschritts, sein überaus ambivalenter Charakter, für ein glückliches Leben überhaupt taugt. Bei unseren Entscheidungen, egal, ob es sich um Kaufentscheidungen oder um Entscheidungen für oder gegen eine bestimmte Lebensweise handelt, werden solche Widersprüche und Ambivalenzen offenbar systematisch ausgeblendet, was auf zwei Ursachen schließen lässt: Entweder sind die Folgen und Nebenfolgen der diesen Entscheidungen zugrunde liegenden und dabei nicht selten dem Fortschritt verpflichteten Orientierungsmuster nicht bewusst oder aber sie spielen für das Abwägen und abschließende Entscheiden keine Rolle.

Wie bereits aus der Umweltforschung bekannt (vgl. u.a. Diekmann/Preisendörfer 2001), klaffen auch mit Blick auf den Fortschrittsbegriff offenbar die kritische Distanz unseres Bewusstseins und unser tatsächliches Handeln weit auseinander. Dies aber wirft die Frage auf: Wie kann es sein, dass Menschen sich der Beschränktheit eines risikobehafteten und höchst ambivalenten Fortschrittsbegriffs zwar bewusst sind, ihn aber trotzdem als gesellschaftliches Ordnungsprinzip und Maßstab für ihre individuelle Lebensweise weitgehend akzeptieren?²⁴ Einer solchen Frage liegt die Beobachtung zugrunde, dass der Glaube an die Segnungen des Fortschritts und die damit verknüpfte teleologische Zuversicht einerseits hoch im Kurse stehen (ohne gleichwohl in besonderem Maße reflektiert zu werden); dass auf der anderen Seite aber genau dieser Glaube angesichts der inzwischen wahrnehmbaren Fortschrittsfolgen sichtbar zu bröckeln beginnt – wobei Ursachen und Folgen offenbar nicht immer in ihrem Zusammenhang gesehen und begriffen werden.²⁵

24 Möglicherweise liegen dem Prozess des Abwägens für oder gegen den Fortschritt in seiner derzeitigen Verfassung falsche Prämissen zugrunde. Wenn wir akzeptieren, dass Wissen und innere Einstellungen Gründe für Entscheidungen liefern, die erst nach mehr oder weniger reiflicher Abwägung gefällt werden, dann stellt sich die Frage nach der Akzeptanz der damit einhergehenden Prämissen einer solchen Abwägung (vgl. Nida-Rümelin 2011). *Warum es letztlich jemand als wünschenswert erachtet, durch das All zu reisen, obwohl er weiß* (wenn er weiß), dass dies aus ökologischen, sozialen und ökonomischen Gründen faktisch weder für jedermann möglich, noch unter dem Aspekt von Gerechtigkeit zu erwägen oder unter dem ökologischer Intaktheit anzustreben ist, das ist ebenso ungeklärt, wie das Auseinanderklaffen von Bewusstsein und Handeln mit Blick auf eine nachhaltige Lebensweise (vgl. Diekmann/Preisendörfer 2001).

25 So werden offenbar auch die sich jüngst einstellenden Dürrekatastrophen in den USA (derzeit in Kalifornien) nicht als Folge des Ausstoßes von Klimagasen (etwa durch das Fahren überdimensionierter SUV's) gesehen, sondern von vielen noch immer als ein Naturereignis, dem man mit Hilfe moderner Wissenschaft und Technik, also mit Fortschritt (etwa in Form von Meerwasserentsalzungsanlagen), zu begegnen trachtet. Der hierdurch in Gang gesetzte Regress von Verursachung – Prävention/Intervention mit dem verursachenden Mittel – dadurch weiterer Verschärfung der Situation usw. wird offenbar nicht gesehen, markiert also einen blinden Flecken.

Die wichtigste Frage bei alldem Einerseits-Andere-seits aber lautet: Woher kommt diese nach wie vor weit verbreitete Blindheit für die hochgradig problematischen Folgen unseres gegenwärtigen Fortschritts? Eine mögliche Antwort: Fortschritt stellt sich als eine Entität dar, bei der zu erreichende Soll-Zustände angepeilt und modelliert werden, ohne die Folgen, die mit ihrem Erreichen einhergehen, hinreichend zu reflektieren oder reflektieren zu *können*. Was hier nicht möglich zu sein scheint, nämlich die Kalkulation möglicher Risiken, könnte eine Folge gesellschaftlicher Differenzierung sein. Gesellschaftliche Differenzierung nämlich hat wesentlich dazu beigetragen, dass die Teilsysteme für sich genommen keine Zuständigkeiten gegenüber Modernisierungsrisiken mehr erkennen (können) – jedenfalls nicht für jene Risiken, die durch Mitwirkung anderer Teilsysteme entstanden sind, auf die man keinen Einfluss hat. Fortschritt wird damit ebenfalls zu einem Zufallsprodukt: kontingent hinsichtlich der Wahrscheinlichkeit seines Eintretens und seines möglichen Eintrittszeitpunktes sowie ergebnisoffen hinsichtlich seiner möglichen Folgen und Nebenfolgen.

Das gilt für den Bau eines Atomreaktors ebenso, wie für die Einführung neuer Produkte und für organisatorische Umgestaltungen ebenso wie für die menschliche Entwicklung insgesamt. Nichts oder niemand definiert, konstruiert oder evaluiert Fortschritt aus dieser Perspektive noch ganzheitlich wie etwa einst die Religion. Vielmehr oszillieren Systeme ebenso wie Subjekte zwischen Differenz, Wahrnehmung dieser Differenz, Entscheidung im Horizont differenter Möglichkeiten und abermaliger Differenzierung (vgl. Voland 2007) – ganz so, wie es das freie Spiel der Kräfte, Diskurse, individuellen Möglichkeiten und situativen Gegebenheiten erlaubt. Man könnte meinen, Fortschritt sei mit Blick auf seine rekursive Logik im Horizont unterschiedlicher Systeme damit ebenso beliebig geworden, wie hinsichtlich seiner Folgen.

Dass eine solche Nichtplanbarkeit unter der Bedingung von Komplexität und Differenz, Selektion und Exklusion zu Risiken und Gefahren führt, ist evident. Nach Jahrtausenden der Stabilität haben sich vor diesem Hintergrund seit etwa 200 Jahren aber nicht nur die Fortschrittsrisiken, sondern es hat sich auch die Fortschritts*geschwindigkeit* exponentiell erhöht. Vor allem die Globalisierung hat das Voranschreiten noch einmal beschleunigt und korrespondiert derzeit mit einem Fortschrittsbegriff, bei dem die Geschwindigkeit des Voranschreitens entlang ihrer Folgen heute in nur einer Generation sichtbar wird.

Bei alldem verwundert es nicht, dass Fortschritt vor allem mit dem Wachstumsbegriff als einem seiner zentralen Fluchtpunkte eng verkoppelt ist. Wachstum in einer von ökologischen Schäden und Ressourcenmangel gebeutelten Welt als Fortschritt zu definieren, ist zwar einerseits ein zerstörerischer Fundamentalismus, auf der anderen Seite aber nur die logische Folge einer mehrqueligen Entwicklung: zum Ersten des Diffundierens des ökonomischen Denkens in fast alle gesellschaftlichen Bereiche hinein, zum Zweiten der Orientierung an einem damit eng verkoppelten Wachstumsbegriff, der in den Institutionen und Think Tanks der Weltgesellschaft ideologisch abgesichert ist, in den politischen Strukturen seine legitimatorische Basis findet und in den mentalen Infrastrukturen der Menschen seine subjektive Entsprechung hat; und zum Dritten der Zufälligkeit, Richtungslosigkeit und Kontingenz gegenwärtiger Fortschrittsentwicklung. Überformt wird diese Dreifaltigkeit von einem Demokratie**beg**riff, der als politisch-gesellschaftliches Projekt immer mehr einem evolutionären Zufallsprodukt gleicht, das im Zuge gesellschaftlicher Differenzierung entstanden ist.²⁶

26 Erst die Herausbildung autonomer Funktionssysteme ermöglichte es ja, dass Demokratie als eine vermeintlich das gute Leben gewährende Lebensform ins Relief treten konnte (vgl. Luhmann 1997).

Man könnte sich vor diesem Hintergrund nun die Frage stellen, ob Demokratie als Staats- und Lebensform nicht genau jenen Ermöglichungsraum darstellt, in dem diese Trias sich erst zu entfalten vermag und in dem Fortschritt als das definiert werden kann, was sich bei Lichte besehen als Rückschritt entpuppen würde. Denn eines ist ja unbestreitbar auffällig: Obwohl es so scheint, als führe die gegenwärtige Jagd nach Fortschritt eher zu Störfällen und als seien wir beim Beschwören des Fortschrittsgedankens einer Illusion aufgesessen, die unsere Zukunftsfähigkeit bedroht, lassen sich nirgendwo Anhaltspunkte dafür finden, dass irgendetwas den aus dem Ruder laufenden »Fortschritt« aufhalten könnte. Eine Erklärung hierfür könnte die Tatsache sein, dass Fortschritt, weil von allen Parteien bejaht, schließlich ein demokratisch legitimes, rechtsstaatlich-fundiertes Projekt sei. Und wer wollte dagegen ernsthaft opponieren – möglicherweise um den Preis, die im Verlaufe des Fortschrittsprozesses sakrosant gewordene »Systemfrage« stellen zu müssen? Offenbar hat sich eine inzwischen mental gleichgeschaltete Weltgesellschaft auf einen kapitalistischen Fortschrittsbegriff eingelassen, der glückliche Bescheidenheit durch Haben und biographische Zufriedenheit durch Konsum und Inkaufnahme von Risiken ersetzt hat (vgl. Fromm 1976, Bellenbaum et al. 2010). Derweil denkt eine fröhlich voranschreitende, fortschrittsorientierte Bewusstseinsindustrie für uns alle den Fortschritt bereits voraus:

„An der Einheit der Produktion soll der Freizeitler sich ausrichten. Die Leistung, die der kantische Schematismus noch von den Subjekten erwartet hatte, nämlich die sinnliche Mannigfaltigkeit vorweg auf die fundamentalen Begriffe zu beziehen, wird dem Subjekt von der Industrie abgenommen.“ (Horkheimer/Adorno 1998: 132)²⁷

27 Im „Schein der Post-Historie“, so Habermas im Ausgang der 60er Jahre zu einer solchen Form der Enteignung, sei die „relative Steigerung der Produktivkräfte nicht mehr eo ipso ein überschießendes und emanzipatorisch folgenreiches Potential [...] an dem die Legitimationen einer

Bei alledem könnte der Eindruck aufkommen, Fortschritt sei all das, was uns in der Schwebelage hält. Kaum jemand redet noch davon, dass für die von einem solchen »Fortschritt« Ausgeschlossenen keine Alternativen mehr existieren und sie dauerhaft zu Verlierern einer durchökonomisierten und eindimensional gewordenen Fortschrittswelt geworden sind. Aber was könnte/sollte/müsste Fortschritt im Sinne einer *positiven* Entwicklung eigentlich dagegen setzen? Was wäre zu berücksichtigen, wenn Fragen einer gerechten Verteilung von Gütern und Lebenschancen dabei ebenso bedacht würden, wie die nach generativer Verantwortung, nach Zukunftsfähigkeit oder nach einem insgesamt lebenswerten und guten Leben? Welche Indikatoren, welche Dimensionen, welche Orientierungsmuster hätten dann, etwa mit Blick auf das Konsumverhalten, Geltung zu erlangen? Wären es die Merkmale einer nachhaltigen Lebensweise im Sinne einer »reduktiven« bzw. »suffizienten« Moderne (vgl. Paech 2011, Welzer 2014)?

Geht man diesem Gedanken einmal unter der Annahme nach, unsere frühentwickelten Industriegesellschaften würden sich tatsächlich, in Abkehr von einem überholten und risikoreichen Fortschrittsglauben, für eine solche Lebensweise entscheiden: wie wäre diese dann um- und durchsetzbar? Sicherlich wäre Solches vor dem Hintergrund divergierender Interessen nicht ohne Konflikte realisierbar.

Das Zwei-Wege-Problem des Abwägens und Gestaltens

Für gewöhnlich werden im Rahmen einer Diskussion über die Machbarkeit einer gelenkten gesellschaftlichen Transformation zwei Szenarien diskutiert: a) Ein auf Marktmechanismen abstel-

bestehenden Herrschaftsordnung brüchig werden. Denn nunmehr ist die erste Produktivkraft: der in Regie genommene wissenschaftlich-technische Fortschritt selber zur Legitimationsgrundlage geworden“ (Habermas 1968: 88).

lendes ökonomisches Szenario, dem zur Folge sich durch höhere Preise auch der Verbrauch von Gütern, sagen wir einmal: des Kerosins, reduziert.²⁸ Hier taucht allerdings, gleichsam als Urszene der Beunruhigung, schon das Gerechtigkeitsproblem auf: Vermögende könnten ihren Konsum ungehindert fortsetzen, während Ärmere sich unverhältnismäßig einschränken müssten. b) Eine andere Zielfigur ist die, eine solche Lebensweise im Rahmen staatlicher Vorgaben zu etablieren. Den Vertretern dieses Arguments wird im politischen Alltag allerdings bereits heute häufig ein gewisser Hang zum »Öko-Sozialismus« vorgeworfen; eine im Grunde zwar treffliche, in einer parlamentarischen Demokratie aber eher betroffen machende Vokabel. Jedenfalls dann, wenn Gesellschaft als demokratisch verfasste Gemeinschaft von gewählten Vertreterinnen und Vertretern gestaltet wird. Offen ist also, ob aus eben diesem Grunde auch mehr Bürgerbeteiligung ein vielversprechender Ausweg wäre. Die zentrale Frage lautet mithin: nach welchen *Kriterien* und vor welchem *Hintergrund* finden in einer demokratischen Gesellschaft bei einer Mehrheit der wahlberechtigten Bürgerinnen und Bürger eigentlich jene Prozesse des Abwägens statt, die am Ende zu bestimmten Entscheidungen für oder gegen vermeintlich oder tatsächlich »Fortschrittliches« führen?

Das Gerechtigkeitsproblem

Egal, wie man es auch dreht und wendet: Ein unvorbereitetes »Ad-hoc-Abwürgen« gängiger Fortschrittsaktivitäten würde vermutlich zunächst zu ökonomischen Verwerfungen führen: zu Betriebsschließungen, Massenentlassungen und sich verschärfenden Umverteilungsproblemen. Es müsste also, behutsam und vorausschauend, ein anderer Umverteilungsmodus für Arbeit und Einkommen im Rahmen distributiver Ge-

rechtigkeit entwickelt werden, wie dies etwa im Rahmen der gewerkschaftlichen Diskussionen um eine landes- und branchenweite Einführung der 35-Stunden-Woche in den 80er Jahren der Fall war. Dies aber hätte unter Suffizienz-Bedingungen bestimmte Folgen: nämlich die Reduktion *aller* Einkommen und Verbräuche und auch der Erwartungen an eben diese Einkommen und Verbräuche. Da existierende ökonomische Ungleichheiten bei einer Umstellung auf eine reduktive Lebensweise sich verschärfen würden, müsste eine solche Reduktion von Produktion, Einkommen und Konsum von distributiver Gerechtigkeit gerahmt und begleitet werden. Hier wären dann etwa die Gewerkschaften und ihre Verhandlungsmacht angesprochen. Diese allerdings sind derzeit eher mit ihrer eigenen Revitalisierung und Europäisierung, mit ihrem Kampf gegen die Folgen von Leistungsverdichtung, Flexibilisierung des Arbeitsmarktes, Lohndumping und der Verhinderung einer Ausweitung prekärer Arbeitsverhältnisse beschäftigt.²⁹

Das Steuerungsproblem

Damit kehren wir zu einem der zentralen Ausgangspunkte unserer Überlegungen zurück: zur inzwischen zur Konvention geronnenen Mentalität eines Anspruchsdenkens, das im Gewande eines »Consumo ergo sum« daherkommt und selbst gegen gut begründete Appelle wider eine solche Haltung immun zu sein scheint. Eine nachhaltigkeitsorientierte Transformation der gegenwärtig als Fortschritt begriffenen Entwick-

28 Vom Grundsatz her entspräche ein solches Modell etwa dem allseits bekannten Zertifikatehandel.

29 Das hatte vor einigen Dekaden noch anders ausgesehen. Als Reaktion auf die Wirtschaftskrise in den 70er Jahren hatte die IG Metall seinerzeit erstmalig auf ihrem 12. ordentlichen Gewerkschaftstag (vom 18. bis 24.9.1977) die Einführung einer 35-Stunden-Woche gefordert. „Ökonomische Begründungen waren Umverteilung von Arbeit und Abbau von Arbeitslosigkeit, die sozialen und ethischen Gründe waren mehr Freizeit als Ausgleich für die Arbeitsintensivierung, mehr Möglichkeiten zur Teilnahme am kulturellen und sozialen Leben, die Begleitung des technischen Fortschritts durch den sozialen Fortschritt“ (Kohm 1991: 347).

lung würde also vermutlich als nicht zu akzeptierender Rückschritt wahrgenommen werden. Das bedeutet in der Konsequenz: Sie müsste staatlich durchgesetzt werden und im Rahmen distributiver Gerechtigkeit für jedermann gültig sein. Die notwendige Folge hiervon wiederum wäre: Auch Vermögende, Reiche und Superreiche wären von einer solchen Transformation betroffen, könnten und dürften also nun nicht mehr zwanglos um den Globus jetten, die jeweils neuesten SUV's nutzen und einem Lebensstil frönen, der einer Plünderung unseres Planeten gleichkommt. Ganz im Gegenteil: Es müsste auf Vermögen verzichtet und es müssten Privilegien abgegeben werden! Eine der notwendigen Folgen einer solchen Transformation hin zu einer reduktiven Lebensweise – begriffe man sie denn als »wahren Fortschritt« – wäre also ein gewisses Maß an Verzicht durch Vergemeinschaftung an Stelle von Individualisierung; von Vergemeinschaftung zugunsten einer sozial-ökologisch gerechteren und damit einer solchen Fortschrittsvariante angemesseneren Lebensweise.

Vergemeinschaftung an Stelle von Privatisierung und Individualisierung, Geben an Stelle von Nehmen und Bescheidenheit an Stelle von Dauer- und Luxuskonsum – all dies durchzusetzen wäre allerdings bereits auf nationaler Ebene schwierig. In Zeiten von Globalisierung allerdings wäre solches, vor allem aufgrund der gegen ein solches Unterfangen weitgehend resistenten und stark ökonomisierten mentalen Architekturen, ein vermutlich nahezu unmögliches Unterfangen. Und ähnlich, wie überzeugte Troztkisten eine Diktatur des Proletariats nur auf Basis ihrer weltweiten Durchsetzung für möglich halten, wäre unter der Bedingung von Globalisierung auch sozial-ökologischer Fortschritt vermutlich nur global zu verwirklichen.

5. Schlussbetrachtung: Wege aus der Fortschrittsfalle

Wenn man auf die Entstehung des Fortschrittsbegriffs zurückblickt, wird man feststellen, dass dessen Semantik sich im Verlaufe der historischen Entwicklung mehrmals gewandelt hat: Von einem einst religiös bestimmten Fortschrittsbegriff, über dessen Säkularisierung in der Aufklärung (im Zuge derer Fortschritt zunehmend als Eigenleistung des Menschen begriffen wurde) bis hin zu einem stark technisch-ökonomischen Fortschrittsbegriff, der, von ständiger Innovation geprägt, zunehmend marktkonform und marktabhängig geworden ist. Erst in jüngerer Zeit rücken auch alternative Möglichkeiten des »Voranschreitens« in den Blick. Das mag ein wenig schematisch klingen, wird allerdings durch die Beobachtung gestützt, dass der Begriff Fortschritt semantisch schwankt und sich stets in Abhängigkeit von seinen jeweiligen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen entwickelt. Insofern stellt er so etwas wie einen Seismographen der gesellschaftlichen Entwicklung dar, der sich gegenwärtig anschickt, die Folgen eines allein technisch-ökonomisch geprägten Fortschritts sichtbar werden zu lassen. Dass dieser bei Lichte betrachtet immer mehr als eine spezifische Form der Wohlstandsverwahrlosung daherkommt und im Angesicht der ökologischen Krise dringend einer Reformulierung bedarf, wurde bereits von Görge und Wendt ausgeführt. Es existieren also gute Gründe dafür, Fortschritt anders, ihn neu zu denken, auch wenn dies kein leichtes Unterfangen sein dürfte (vgl. Görge/Wendt 2015: 14).

Sen etwa argumentiert in diesem Zusammenhang, dass es zwar nicht möglich sei, mit letzter Gültigkeit zu definieren, was eine gute, von Fortschrittsrisiken befreite und alles in allem gerechte Gesellschaft sei (dafür existierten zu viele Gerechtigkeitskonzeptionen, die von unterschiedlichen Positionen aus und für unterschiedliche Lebenssituationen Geltung beanspruchen können); allerdings könne beim Abwägen darüber, was als

Fortschritt zu gelten habe und was nicht – etwa im Sinne einer Hierarchisierung – komparativ entschieden werden (vgl. Sen 2010). Die Stärke eines solchen komparativen Theoriedesigns läge in der Tat darin, Selektionsbedingungen für Akzeptanz und Ablehnung unterschiedlicher Kriterien für den Prozess des Abwägens bereitzustellen; ein Verfahren, das im engeren Sinne durchaus auch auf den Fortschrittsbegriff anwendbar wäre. Als Grundlage für eine entsprechende Deliberationspraxis wäre bereits die Aufhebung der Eindimensionalität des Fortschrittsbegriffs zugunsten eines freieren Blicks auf seine faktische Mehrdimensionalität im Rahmen solcher Überlegung begrüßenswert. Die Entwicklung entsprechender Indikatorensysteme allerdings, die seine derzeit eingefrorene Semantik sprengen könnten, würde zunächst einmal eine Reformulierung und Neuperspektivierung des Begriffs erfordern – womit wir wieder bei der theoretischen Auseinandersetzung mit dem Fortschrittsbegriff als Voraussetzung für das weitere Vorgehen angelangt sind.³⁰

Zu beobachten ist auch, dass der Begriff »Fortschritt« in jüngerer Zeit zunehmend häufiger durch »Entwicklung« ersetzt wurde, der inzwischen sowohl in der Umweltbewegung als auch in der Umweltforschung üblich geworden ist. Als Kompositum ist der Begriff Entwicklung hier stets aufs Engste mit dem Begriff »Nachhaltigkeit« verknüpft. Gemeint ist i.d.R. eine Entwicklung, die all dem Rechnung trägt, was mit dem Bemühen um eine sozial-ökologische, nachhaltige Lebensweise einhergeht. Von daher findet der Begriff primär in einschlägigen fachspezifischen Diskursen Verwendung: als *nachhaltige* Entwicklung vor allem aber auch als *nachhaltige* Stadtentwicklung oder

als *nachhaltige* Umweltentwicklung (vgl. World Commission on Environment and Development 1987, Konferenz für Umwelt und Entwicklung 1992).³¹

Allerdings hat das Begriffspaar »nachhaltige Entwicklung« bei den unterschiedlichen Akteuren eine bis heute höchst unterschiedliche Bedeutung: Ökonomen etwa verstehen etwas anderes darunter als Politiker (oder Politikwissenschaftler), Bevölkerungswissenschaftler etwas anderes als Soziologen und Biologen häufig wieder etwas anderes als Philosophen. Stets ist der Begriff zudem nur als Begriffspaar verfügbar, zumeist im Sinne einer nachhaltigen Entwicklung eben (vgl. Otto 2007).³² Dabei blieb der Ausdruck Entwicklung in der jüngeren Vergangenheit stets in gewisser Weise dem technischen Fortschritt verhaftet und möglicherweise ist das Bemühen um »Green Growth« als Königsweg zur Lösung ökologischer Probleme eine der Ursachen hierfür. All dies deutet bereits auf ein Dilemma hin: Der Begriff Entwicklung entbehrt einer gewissen Klarheit, Intersubjektivität und Überprüfbarkeit – was sich bereits in seiner Bedeutung widerspiegelt, denn seine Semantik bezeichnet ja nicht einen anzustrebenden Zustand, sondern seine Wandelbarkeit in der Zeit, abhängig vom jeweiligen Verwendungskontext und den Intentionen seiner Benutzer: Etwas entwickelt sich in eine bestimmte Richtung und niemand weiß, zu welchem Ziel dies mittel- und langfristig führen wird. Diese Kontingenz macht offenbar nicht nur seine eindeutige Verwendung schwierig, sondern bereits seine Konstitutionsproblematik aus (vgl. Nohlen/Nuscheler 1992). An dieser Stelle taucht die Frage nach einer

30 Messinstrumente bzw. Indikatorensysteme als Entscheidungsgrundlage wären etwa der Human Development Index (HDI), der Genuine Progress Indikator (GPI), der OECD-Better-Life-Index oder der Index of Sustainable Economic Welfare (ISEW) – um nur einige zu nennen. In moralphilosophischer Perspektive etwa könnten hiermit moralische oder intellektuelle Fortschritte gemessen und bewertet werden.

31 Wobei auch eine gerechte Entwicklung sowie Umwelt- und Entwicklungsziele mit Blick auf die Entwicklungsländer angesprochen werden.

32 Als nachholende Entwicklung war der Begriff, allerdings mit Wirtschaftswachstum assoziiert, noch vor wenigen Dekaden fester Bestandteil der Diskussionen um die so genannte »Dritte Welt«.

Lösung auf, die sowohl die Pluralität und Mehrdimensionalität der Begriffe Fortschritt und/oder Entwicklung berücksichtigt und anerkennt, als auch die Beliebigkeit ihrer Deutung im Rahmen systemischer Vereinnahmungspraxen verhindert.

Justament an dieser Stelle rückt erneut der Gedanke in den Mittelpunkt, dass unsere heutige Produktionsweise, an die sich der moderne Fortschrittsbegriff ja anschließt und die er abbildet und nobilitiert, nicht nur mit Ausbeutung und sozialer Ungleichheit, sondern auch mit Naturzerstörung notwendig einhergeht. Alle Versuche seiner Neudefinition ohne Berücksichtigung des Zusammenhangs von Fortschritt, Produktion und Konsumtion sowie der Dialektik von Innovation und Zerstörung, müssen fehlschlagen. Bestenfalls führen sie zur Anpassung eines auf Nachhaltigkeit getrimmten Fortschrittsverständnisses an den ökonomischen Fortschritt, was im Übrigen im Rahmen des »Green New Deal« bereits geschieht. Ohne das Hinausdenken über die Logik der herrschenden Produktionsweise also, bei der aller Naturreichtum in Warenform gebannt, den Menschen entfremdet und als etwas ihnen Äußerliches konsumiert wird, kann und wird es vermutlich keine Bewahrung der natürlichen Grundlagen, keine Reduktion und Bescheidung des Menschen, keine sozial-ökologische Transformation und damit auch keinen anderen Fortschritt geben. Jedenfalls keinen solchen, die ohne größere Widerstände durchsetzbar wäre.

Man kann dies auch pointierter, grundsätzlicher formulieren: Ohne die Systemfrage zu stellen, wird es keine Veränderungen in jenen Dimensionen des Denkens und Handelns geben, die das heutige Fortschrittsverständnis prägen. Dazu ist Aufklärung vonnöten. Aufklärung darüber, dass die Geschichte des Fortschritts immer auch eine Chronik der Ernüchterung ist. Alles andere sind Rechtfertigungspraxen, aus denen Scheinlösungen erwachsen, die weder den Konsumenten von den Verlockungen des Konsums, noch den

Produzenten von den Gesetzen der Ökonomie oder den Fortschrittsgläubigen aus den Klauen einer auf Eindimensionalität reduzierten Fortschrittsbegrifflichkeit befreien. Genau darum ist es zum einen notwendig an den »langen Sommer der Theorie« (vgl. Felsch 2015) und des Theoretisierens anzuknüpfen, um aus heutiger Perspektive die materiellen Grundlagen unserer Existenz grundlegend neu zu erkunden, unseren wahren Bedürfnissen anzupassen und daraus einen Fortschrittsbegriff zu entwickeln, zu etablieren und zu nobilitieren, der ein anderer ist, als der derzeit herrschende und uns beherrschende. Zum anderen wird uns allein dies nicht der Verpflichtung entheben, aus diesem »Selbst denken« (vgl. Welzer 2013) heraus Widerstandsformen im Alltäglichen zu entwickeln, die jenseits der uns vertrauten Steigerungslogik neue Konsum- und Lebensformen eröffnen. »Sowohl als auch« lautet also die Devise, denn die Zukunft der Welt ist stets das Resultat ihrer Dialektik im Gegenwärtigen. Dazu werden Widerstände zu überwinden sein, denn neben den Verlierern unseres postmodernen Fortschrittsverständnisses gibt es auch mächtige Gewinner, die am universalen Erhalt seiner Bedeutung interessiert sind.

Fortschritt neu zu denken wäre als Voraussetzung einer angemessenen Überwindungsstrategie schließlich vor allem dort sinnvoll, wo er sich auf kulturelle Errungenschaften und Werte bezieht. Nicht Effizienz oder ökonomische Verwertbarkeit, sondern ein gutes Leben wäre das dafür rechte, das »menschliche Maß« (vgl. Kohr 2002). Seit längerem bereits scheint ein historischer Punkt erreicht, an dem die unter dem Diktum des Fortschritts angelegten Pfade nicht mehr in die Richtung weisen, die der Gesellschaft und damit uns allen allein Segnungen beschert. Bereits in den 30er Jahren hatte Spengler mit Blick auf das 19. Jahrhundert rasoniert:

„Man nennt das Fortschritt. Es war das große Wort des vorigen Jahrhunderts. Man sah die Geschichte wie eine Straße vor sich, auf welcher die Mensch-

heit immer weiter marschierte [...]. Aber wohin? Wie lange? Und was dann? Er war lächerlich dieser Marsch ins Unendliche, nach einem Ziel, an das man nicht ernsthaft dachte, das man nicht deutlich vorzustellen suchte, nicht vorzustellen wagte, denn ein Ziel ist ein Ende.“ (Spengler o.J.: 17)

Dieser »Marsch ins Unendliche« ist noch nicht zu Ende. Allerdings werden inzwischen Widersprüche deutlich, treten Irritationen ins Relief, die ihrerseits durchaus Freiheitsspalte eröffnen; Freiheitsspalte für ein »Patchwork der Minderheiten«, wie Lyotard es formulierte, das qua Selbstermächtigung Alternativen entwickelt, die uns ermutigen, den Fortschrittsbegriff und seine Substitute in Frage zu stellen, seine Konstitutionsbedingungen zu erkunden und diejenigen auszumachen, die von seiner gegenwärtigen Strahlkraft profitieren, um die Legitimität ihres interessengeleiteten Handelns zu hinterfragen und neu zu bewerten.

Zu einem neuen, einem anderen Fortschrittsverständnis zählten in der Konsequenz vermutlich dann Dinge wie die Reduktion von Produktion, Konsum und Arbeit zugunsten einer gerechteren Verteilung von Arbeit und Einkommen, die stärkere Nutzung vorhandener kultureller und sozialer Ressourcen und/oder die Aktivierung brachliegender Bildungspotentiale. Die sprachliche Physiognomie des Fortschrittsbegriffs wäre vor allem von hier aus, von den Zielfiguren Reduktion und Transformation her, zu denken und als realitätstüchtige Gegenerzählung zur Logik einer allein wissenschaftlich-technologisch-ökonomischen Semantik ins Bild zu setzen. Es ist offenbar an der Zeit, gleichsam im Rücklauf tradierte Fortschrittsvorstellungen zu entzaubern und Fortschritt an den wahren Bedürfnissen des Menschen in Horizont seiner gegenwärtigen historischen Situation auszurichten.

Literatur

- Adorno, Theodor W. (1995): Studien zum autoritären Charakter. Suhrkamp: Frankfurt a. M.
- Altwater, Elmar (1997): Die Zukunft des Marktes. Ein Essay über die Regulation von Geld und Natur nach dem Scheitern des »real existierenden Sozialismus«. Westfälisches Dampfboot: Münster.
- Baberowski, Jörg (2006) Moderne Zeiten? Krieg, Revolution und Gewalt im 20. Jahrhundert. Vandenhoeck & Ruprecht: Göttingen.
- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Suhrkamp: Frankfurt a. M.
- Beck, Ulrich (1998): Das Zeitalter der Nebenfolgen und die Politisierung der Moderne. In: Beck, Ulrich/Giddens, Anthony/Lash, Scott (1998): Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse. Suhrkamp: Frankfurt a. M., S. 19-113.
- Beck, Ulrich (2007): Weltrisikogesellschaft. Auf der Suche nach der verlorenen Sicherheit. Suhrkamp: Frankfurt a. M.
- Burenstam Lindner, Staffan (1971): Das Lindner-Axiom oder Warum wir keine Zeit mehr haben. Bertelsmann: Gütersloh.
- Carson, Rachel (1987): Der stumme Frühling. C.H. Beck: München.
- Enquete-Kommission „Wachstum, Wohlstand, Lebensqualität“ (2013): Schlussbericht der Enquete-Kommission „Wachstum, Wohlstand, Lebensqualität – Wege zu nachhaltigem Wirtschaften und gesellschaftlichem Fortschritt in der Sozialen Marktwirtschaft“. Drucksache 17/13300. Berlin: Deutscher Bundestag.
- Diekmann, Andreas/Preisendörfer, Peter (2001): Umweltsoziologie. Eine Einführung. Rowohlt: Reinbek bei Hamburg.
- Fülberth, Georg (1977): Die Entwicklung der deutschen Gewerkschaftsbewegung von den Anfängen bis 1873. In: Deppe, Frank/Fülberth, Georg/Harrer, Jürgen [Hrsg.]:

- Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung. Pahl Rugenstein: Köln, S. 15-31.
- Ehrlich, Paul R. (1973): Die Bevölkerungsbombe. Fischer: Frankfurt a. M.
- Felsch, Philip (2015): Der lange Sommer der Theorie. Geschichte einer Revolte 1960-1990. C.H. Beck: München.
- Fourastié, Jean (1969): Die große Hoffnung des zwanzigsten Jahrhunderts, Bund: Köln.
- Fromm, Erich (1976): Haben oder Sein. dtv: München.
- Gehlen, Arnold (1969): Moral und Hypermoral. Eine pluralistische Ethik. Aula: Wiesbaden.
- Görgen, Benjamin/Wendt, Björn (2015): Nachhaltigkeit als Fortschritt denken. Grundrisse einer soziologisch fundierten Nachhaltigkeitsforschung. In: Soziologie und Nachhaltigkeit, Jg. 1, Nr. 1. Münster. Online: http://www.uni-muenster.de/imperia/md/content/soziologie/forschung/sun/sun_01_2015_goergen_wendt_nachhaltigkeit_als_fortschritt_denken.pdf [Zugriff: 20.03.2015].
- Habermas, Jürgen (1968): Technik und Wissenschaft als »Ideologie«. Suhrkamp: Frankfurt a.M.
- Habermas, Jürgen (1973): Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Suhrkamp: Frankfurt a.M.
- Hänggi, Marcel (2015): Welchen Fortschritt wollen wir? Fortschrittsgeschichten. Für einen guten Umgang mit Technik. Fischer: Frankfurt.
- Hofmann, Werner (1971): Ideengeschichte der sozialen Bewegung. De Gruyter: Berlin.
- Hoffmeister, Dieter (2014): Familie als Risiko – Vertrauen in eine untergehende Institution? In: Bartmann, Sylke/ Fabel-Lamla, Melanie/Pfaff, Nicolle/ Welter, Nicole [Hrsg.]: Vertrauen in der erziehungswissenschaftlichen Forschung. Barbara Budrich: Opladen, S. 221-251.
- Horkheimer, Max/Adorno, Theodor W. (1998): Dialektik der Aufklärung, Fischer Verlag: Frankfurt a.M.
- Horkheimer, Max/Fromm, Erich/Marcuse, Herbert (1987): Studien über Autorität und Familie. Forschungsberichte aus dem Institut für Sozialforschung. Zu Klampen: Frankfurt a.M.
- Jackson, Tim (2011): Wohlstand ohne Wachstum. Leben und Wirtschaften in einer endlichen Welt. oekom: München.
- Kadelbach, Stefan/Günther, Klaus [Hrsg.] (2011): Recht ohne Staat? Zur Normativität nicht-staatlicher Rechtsetzung. Campus: Frankfurt a. M.
- Kaiser, Gina (2011): Jedes Ende ist auch ein neuer Anfang: Arno Schmidts „Schwarze Spiegel“, Marlen Haushofers „Die Wand“, Herbert Rosendorfers „Großes Solo für Anton“ und ein Konzept der postapokalyptischen Robinsonade im 20. Jahrhundert. Online: http://edoc.ub.uni-muenchen.de/14745/1/Kaiser_Gina.pdf [Zugriff: 20.03.2015]
- Kautsky, Karl (1903) Karl Marx' Ökonomische Lehren. Dietz: Stuttgart.
- Kern, Thomas (2008): Soziale Bewegungen. Ursachen, Wirkungen, Mechanismen. VS: Wiesbaden.
- Klein, Naomi (2015): Die Entscheidung Kapitalismus vs. Klima. S. Fischer: Frankfurt a.M.
- Kohm, Barbara (1991): Zwischen Abgrenzung und Integration. Der gewerkschaftliche Diskurs in der Bundesrepublik Deutschland. Westdeutscher Verlag: Opladen.
- Kohr, Leopold (2002): Das Ende der Großen. Zurück zum menschlichen Maß. Otto Müller: Salzburg/Wien.
- Konferenz für Umwelt und Entwicklung (1992): Agenda 21. Online: http://www.un.org/depts/german/conf/agenda21/agenda_21.pdf [Zugriff: 20.03.2015].
- Kosellek, Reinhart (1982): Die Verzeitlichung der Utopie. In: Voßkamp, Wilhelm [Hrsg.]:

- Utopieforschung. Interdisziplinäre Studien zur neuzeitlichen Utopie, Bd. 3. Metzler: Stuttgart, S. 1-14.
- Köfler, Reinhart/Wienold, Hanns (2013): Gesellschaft bei Marx. Lit: Münster.
- Kuczynski, Jürgen (1983): Geschichte des Alltags des Deutschen Volkes. Studien Akademie-Verlag: Berlin.
- Lethen, Helmut (1994): Verhaltenslehren der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen, Suhrkamp: Frankfurt a. M.
- Luhmann, Niklas (1985): Soziale Differenzierung. Zur Geschichte einer Idee. Westdeutscher Verlag: Opladen.
- Luhmann, Niklas (1991): Soziologie des Risikos. De Gruyter: Berlin.
- Luhmann, Niklas (1997): Die Gesellschaft der Gesellschaft (2 Bd.). Suhrkamp Verlag: Frankfurt a. M.
- Marx, Karl (1973a): Das Kapital Bd. III. Marx-Engels-Werke Band 25. Dietz: Berlin.
- Marx, Karl (1973b): Theorien über den Mehrwert. Marx-Engels-Werke Band 26. Dietz: Berlin.
- Marx-Arbeitsgruppe Historiker (1972): Zur Kritik der Politischen Ökonomie. Einführung in das »Kapital« Band I. Europäische Verlagsanstalt: Frankfurt a. M.
- Meadows, Dennis/Meadows, Donella/Zahn, Erich/Milling, Peter (1972): Die Grenzen des Wachstums. Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit. Deutsche Verlags-Anstalt: Stuttgart.
- Miegel, Meinhard (2011): Exit. Wohlstand ohne Wachstum. List Taschenbuch: Berlin.
- Miegel, Meinhard (2014): Hybris. Die überforderte Gesellschaft. Ullstein: Berlin.
- Müller, Michael/Zimmer, Matthias (2013): Namensbeitrag. Die Ideengeschichte des Fortschritts. In: Schlussbericht der Enquete-Kommission „Wachstum, Wohlstand, Lebensqualität – Wege zu nachhaltigem Wirtschaften und gesellschaftlichem Fortschritt in der Sozialen Marktwirtschaft“.
- Drucksache 17/13300. Berlin: Deutscher Bundestag. S. 190-205.
- Münkler, Herfried (2004): Die neuen Kriege. Rohwolt Taschenbuch: Hamburg.
- Nida-Rümelin, Julian (2011): Verantwortung. Reclam: Stuttgart.
- Nohlen, Dieter/Nuscheler, Franz (1992): Was heißt Entwicklung? In: Nohlen, Dieter/Nuscheler, Franz [Hrsg.]: Handbuch der Dritten Welt. Band 1. Grundprobleme, Theorien, Strategien. Bonn: Dietz. S. 55-75.
- Nowotny, Helga (1993): Eigenzeit, Entstehung und Strukturierung eines Zeitgefühls. Suhrkamp: Frankfurt a. M.
- Otto, Siegmund (2007): Bedeutung und Verwendung der Begriffe nachhaltige Entwicklung und Nachhaltigkeit – Eine empirische Studie. Online: <http://www.jacobs-university.de/phd/files/1185371576.pdf> [Zugriff: 20.03.2015].
- Paech, Niko (2012): Befreiung vom Überfluss. Auf dem Weg in die Postwachstumsökonomie. oekom: München.
- Piketty, Thomas (2014): Das Kapitel im 21. Jahrhundert. C.H. Beck: München.
- Planungsamt der Bundeswehr (2010): Streitkräfte, Fähigkeiten und Technologien im 21. Jahrhundert. Umweltdimensionen von Sicherheit. Teilstudie 1 Peak Oil. Sicherheitspolitische Implikationen knapper Ressourcen. Online: http://www.peak-oil.com/wp-content/uploads/2011/01/bundeswehr_studie_peak_oil.pdf [Zugriff: 20.03.2015].
- Rawls, John (1998): Eine Theorie der Gerechtigkeit. Suhrkamp: Frankfurt a. M.
- Reitemeyer, Ursula (1995): Perfektibilität gegen Perfektion. Rousseaus Theorie gesellschaftlicher Praxis. Lit: Münster.
- Röbel, Sven/Sontheimer, Michael (2014): Kunsterbe Cornelius Gurlitt: Tod eines Phantoms. Online: <http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/nachruf-auf-cornelius>

- us-gurlitt-a-967943.html [Zugriff: 20.03.2015]
- Rosa, Hartmut (2005): Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne. Suhrkamp: Frankfurt a. M.
- Saage, Richard (1999): Merciers »Das Jahr 2440« und die »kopernikanische Wende« des utopischen Denkens. In: Utopie kreativ, Heft 101, S- 48-60. Online: http://www.rosalux.de/fileadmin/rls_uploads/pdfs/Utopie_kreativ/101/101.pdf [Zugriff: 20.03.2015].
- Schmidt, Eberhard (1989): Arbeit und Natur. Die Gewerkschaften vor der ökologischen Herausforderung. In: Bremes, Hans-Erich/Schumacher, Maria [Hrsg.]: Mit der Vergangenheit in die Zukunft. Westfälisches Dampfboot: Münster, S. 165-184.
- Schulte, Martin/Butzmann, Elias (2010): Messung von Wohlstand. Ein Überblick über verschiedene Verfahren. Online: <http://www.denkwerkzukunft.de/downloads/Wohlstand.pdf> [Zugriff: 20.03.2015].
- Schumann, Harald/Grefe, Christiane (2009): Der globale Countdown. Finanzcrash, Wirtschaftskollaps, Klimawandel. KiWi-Paperback: Köln.
- Schumpeter, Joseph A. (2005): Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie. UTB: Stuttgart.
- Sen, Amartya (2010): Die Idee der Gerechtigkeit. Verlag C.H. Beck: München.
- Simmel, Georg (2001): Philosophie des Geldes. Suhrkamp: Köln.
- Sommer, Bernd/Welzer, Harald (2014): Transformationsdesign . Wege in eine zukunftsfähige Moderne. oekom: München.
- Spengler, Oswald (o.J.): Der Mensch und die Technik. Beitrag zu einer Philosophie des Lebens, Voltmedia: Paderborn.
- Thomasello, Michael (2014): Eine Naturgeschichte des menschlichen Denkens. Suhrkamp: Berlin.
- Voland, Eckart (2007): Die Fortschrittsillusion. Online: <http://www.spektrum.de/pdf/sdw-07-04-s108-pdf/868309> [Zugriff: 20.03.2015].
- Von Stietencron, Heinrich (2010): Das Glück und die Schatten der Vergänglichkeit. Religiös-philosophische Konzeptualisierungen von Glück im alten Indien. In: Bellebaum, Alfred/Hettlage, Robert [Hrsg.]: Glück hat viele Gesichter. Annäherungen an eine gekonnte Lebensführung. VS: Wiesbaden, S. 335-353.
- Welzer, Harald (1993): Nationalsozialismus und Moderne. Kimmerle: Tübingen.
- Welzer, Harald (2011): Mentale Infrastrukturen. Wie das Wachstum in die Welt und in die Seelen kam. Online: http://www.boell.de/downloads/Endf_Mentale_Infrastrukturen.pdf [Zugriff: 20.03.2015].
- Welzer, Harald (2013): Selbst denken. Eine Anleitung zum Widerstand. Fischer: Frankfurt a. M.
- World Commission on Environment and Development (1987): Report of the World Commission on Environment and Development. Our Common Future. Online: http://www.bne-portal.de/coremedia/generator/unesco/de/Downloads/Hintergrundmaterial__international/Brundtlandbericht.pdf [Zugriff: 20.03.2015].